

DIE LETZTEN HELDEN

Der Erbe des Silberstern-Imperiums

SILBERSTERNS MEISTERPLAN ~~

von David Holy



Für all jene, die an mich geglaubt haben: Danke.

1. Auflage

Veröffentlicht durch den Holysoft Studios Ltd und Holy Studios GmbH Verlag Kleinostheim 2013 www.holysoft.de

Die Letzten Helden © David Holy
Text © David Holy
Illustrationen © Holysoft Studios Ltd und David Holy 2007
Hörbuch © Holysoft Studios Ltd 2013

Autor: David Holy
Lektorat: Oliver Bauer
Korrektorat: Alexandra Schulz
Cover: Niko Geyer
Illustration: Honoel A. Ibardolaza, Niko Geyer
Buchgestaltung: Sven Weiß
Sprecher des Hörbuches: Dirk Hardegen
Musik: Konstantinos Kalogeropoulos

Vielen Dank für das Probelesen an: Andrea Ebert, Judith Weiß, Lisa Weiß, Miriam Schumacher, Roman Mandelc, Yvonne Annecke, Sabine Weinmann

> Druck: CPI books GmbH Printed in Germany

ISBN 978-3941899742

INHALT (LESEPROBE)

| Kapitel 1: Bedrohliche Kälte | 9 |
|---|-----|
| Kapitel 2: Die mysteriöse Fremde | 20 |
| Kapitel 3: Nur noch eine Waise | 33 |
| Kapitel 4: Hinter sicheren Mauern | 49 |
| Kapitel 5: Nachts im Kloster | 66 |
| Kapitel 6: Im Namen der Götter, für Falkenfels! | 97 |
| Kapitel 7: Die Omen häufen sich | 112 |
| Kapitel 8: Silbersterns Geheimnis | 128 |
| Kapitel 9: Ein Tag voller Schrecken | 154 |
| Kapitel 10: Duell der Giganten | 177 |
| Kapitel 11: Einem Geheimnis auf der Spur | 195 |
| Kapitel 12: Die vorgezogene Prüfung | 210 |
| Kapitel 13: Der junge Erbe | 221 |
| Kapitel 14: Grausige Visionen | 234 |
| Kapitel 15: Das Puzzle fügt sich zusammen | 255 |
| Kapitel 16: Der Lösung auf der Spur | 269 |
| Kapitel 17: Die Anhörung | 281 |
| Kapitel 18: Ein unerwarteter Zeuge | 295 |
| Kapitel 19: Der Abschlussball | 307 |
| Kapitel 20: Abreise aus Falkenfels | 327 |









Kapitel 1: Bedrohliche Kälte

Das Gebirge von Falkenfels war ein rauer Ort. Vor allem im Winter stellte die Überquerung des Gebirgspasses ein schier unmögliches Unterfangen dar. Eisige Winde heulten durch verborgene Kavernen und Höhlen. Zwischen meterhohem Schnee lauerten hungrige Wölfe und Eisbären begierig auf ihre Opfer. Selbst bei den Schneekarnickeln, die auf den ersten Blick wie einfache Beute erscheinen mochten, trog der Schein. Nicht selten passierte es, dass hungrige Wanderer den winzigen Kaninchen hinterher hetzten, nur um anschließend durch eine Eiswand zu krachen und sich beim Fall in eine der tiefen Höhlen das Genick zu brechen. Kein normaler Mensch wagte sich zu dieser Winterzeit über das Gebirge.

Zwei Gestalten, winzige Punkte im Schneesturm, schien das aber nicht zu interessieren. Beide quälten sich auf ihren Pferden über den verschneiten Pfad. Sie wurden von Unbekannten verfolgt, die sie seit Tagen hetzten wie Tiere. Die Pferde versackten mit jedem Schritt tiefer im Schnee. Die ältere der beiden Gestalten, ein Mann von sicher weit über 60 Jahren, hatte sichtbar Probleme mit dem Unwetter. Sorgenvoll blickte er zu seinem Begleiter, der vor ihm entschlossen und vom Sturm scheinbar unbeirrt voranpreschte. »Herr, wir müssen Unterschlupf suchen. Der Sturm kostet uns sonst das Leben!«

Lächelnd erwiderte der noch sehr jung aussehende Mann das Anliegen seines Begleiters. »Es ist nur ein Sturm. Nichts, was ein entschlossener Geist nicht bewältigen könnte.«

Gequält und erschöpft schaute der alte Mann zu seinem Herren auf. »Aber Herr...«

Unbeirrt blickte der Anführer gen Horizont. »Wenn Ihr hier in der Eiseskälte rasten möchtet, ich halte Euch nicht auf.«

Das seltsame Gespann mochte auf Außenstehende wirken wie ein Meister und sein treuer Hund, der ihm winselnd folgte.

»Aber nein, Herr, ich würde nie von Eurer Seite weichen! Unsere Verfolger sind nicht mehr zu sehen. Sie haben bestimmt schon in irgendeinem Winkel Schutz vor dieser Eiseskälte gesucht!«

»Vermutlich.« Erneut umspielte ein Lächeln die feinen Lippen des jungen Mannes. Die Verfolger würden wahrscheinlich schon längst tot sein. Das wusste er. Wenn nicht durch das Wetter umgekommen, dann sicher... Er führte den Gedanken nicht zu Ende. Sein Lächeln weitete sich zu einem Grinsen. Als würden sie den geheimnisvollen Jüngling für seine Arroganz bestrafen wollen, schnaubten die Reittiere gequält und wieherten in Pein. Die Kälte machte ihnen immer mehr zu schaffen. Sie standen kurz vor dem Zusammenbruch. Der Wind peitschte unablässig gegen die Gefährten, als würde er ihr Vorankommen hier nicht gut heißen.

»Ich würde Euch bis in den Tod folgen, Herr. Weder der peitschende Wind, noch der undurchdringliche Sturm halten mich davon ab. Aber denkt Ihr, die Pferde werden die gleichen Strapazen auf sich nehmen können?«

Der Herr des Dieners blickte mit selbstsicherer Mine auf ihn hinunter, und bedachte dessen Sorgen nur mit einer abwinkenden Geste. »Sie sind aus bester Zucht. Ein solch kleines Unwetter wird ihnen schon nichts ausmachen.«

Seit Tagen schon reisten die beiden durch das Gebirge, um den Pass zu überqueren, der sie nach Falkenfels führen sollte. Oft waren die Stürme und der Schneefall in dieser Gegend so stark, dass die kleine Grafschaft für Monate fast vollständig von der Außenwelt abgeschnitten war. Zu allem Überfluss donnerte und peitschte der Sturm jetzt sogar noch stärker, als es zu dieser Jahreszeit üblich war. Es war, als wollten die Naturgewalten persönlich verhindern, dass die Reisenden ihr Ziel erreichen. Das alles aber kümmerte den Grafen Silberstern nicht.

Er spornte sein Pferd zu immer neuen Höchstleistungen an, und richtete das Wort an seinen Diener: »In spätestens zwei Tagen sind wir in Falkenfels. Schneller! Hüahhh!«

Das Pferd stemmte sich mit letzter Kraft gegen den Sturm, als hätte es trotz seiner totalen Erschöpfung Angst, dem Befehl des Grafen den Gehorsam zu verweigern. Dennoch kam es kaum mehr voran. Resigniert folgte der Diener seinem Herren. Ihm war bewusst, dass die Pferde bei dieser Kälte bald das Zeitliche segnen mussten. Mit sanfter Stimme wandte er sich seinem eigenen Reittier zu.

»Es wäre sinnlos, ihm zu diktieren oder ihn zu belehren.« Er zog seinen Mantel noch enger um sich. »Ich spüre bereits meine Füße nicht mehr, trotz dicker Kleidung. Dir wird es wohl auch nicht besser ergehen?«

Das Pferd wieherte, als würde es den alten Mann verstehen und dessen Protest über die Behandlung durch den Herrn teilen.

»Nimm die Sporen! Je schneller du bist, umso weniger wirst

du die Kälte spüren!« Die gnadenlose Gewalt, mit der Silberstern sein Pferd antrieb, führte schlussendlich aber nur dazu, dass es von Wind, Wetter und Überanstrengung gepeinigt tot in sich zusammensackte. Als das Tier im Todeskampf taumelte und ihm schließlich die Beine eingeknickten, sprang der Graf geschmeidig wie eine Katze vom Sattel ab und versank bis zu den Knien im Schnee.

»Es sieht so aus, als müssten mich ab jetzt meine eigenen Füße tragen. Soviel zum Ross aus guter Zucht.«

»Herr, nehmt mein Pferd«, schlug der Diener ergeben vor.

Graf Silberstern erwiderte barsch, was er von diesem Vorschlag hielt. »Ich habe kein Interesse an Eurem Gaul. Die Tiere kommen im Schnee einfach nicht schnell genug voran. Folgt mir.«

Er bewegte sich so flink durch den tiefen Schnee, als wäre dieser nicht vorhanden. Besorgt und mit weit größerer Mühe folgte ihm sein Weggefährte. »Wartet, Herr, Ihr könnt doch nicht zu Fuß den restlichen Weg bestreiten! Lasst mich wenigstens Euer Gepäck nehmen!«

Der Graf war jedoch schon fast außer Sichtweite.

»Beeilt Euch, oder ich lasse Euch hier zurück!«, gellte es aus der Ferne. Die Worte wurden schon fast durch das Tosen des Sturms verschluckt.

Mit der immer gleichen, scheinbar unerschöpflichen Energie trotzte Silberstern dem Gebirge. Er kannte keine Rast, kämpfte sich durch riesige Schluchten, bestieg die unwegsamsten Felsformationen, und verlangsamte bei alledem niemals sein mörderisches Tempo. Am Ende des Passes erreichten die Gefährten schließlich einen großen Felsvorsprung, der sie vor

den schlimmsten Auswirkungen des Wetters schützte.

»Meister, wartet bitte. Unter diesem Vorsprung kann das Pferd kurz rasten«. Beinahe am Sattel festgefroren, die Glieder kalt und steif, saß der Diener auf seinem Pferd. Die völlige Erschöpfung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Mit großer Sorge sah er hinauf zu den riesigen Eiszapfen, die bedrohlich von der Decke hingen. Amüsiert blickte der Graf ihm entgegen. »Steigt wenigstens ab und nehmt Euch etwas zu Essen. Ihr habt im Übrigen schon einmal besser ausgesehen, mein Lieber!«

»Wie schafft Ihr es nur, so lange ohne Essen und Trinken auszukommen?«, fragte der Diener zurück und starrte verlegen zu Boden. »Spürt Ihr die Kälte nicht in Euren Gliedern ?«

»Nicht so stark wie Ihr. Wann kommt Ihr denn nun endlich von dem Ross herunter? Besonders gut erholen kann es sich nicht, wenn Ihr die ganze Zeit auf seinem Rücken thront.«

Dem Befehl seines Herren folgend, versuchte er vom Pferd abzusteigen. »Herr... meine... meine Beine... sie...« Er plumpste wie ein nasser Sack in den tiefen Schnee. Die Körperkonturen des alten Mannes waren das Einzige, was man im Schnee noch von ihm erkennen konnte. Hastig schritt Silberstern hinüber zur Unglücksstelle. »Was ist mit Euch? Seid Ihr in Ordnung?«

»Meine Beine sind nicht in der Lage, sich zu rühren. Meine Hände fühlen sich an wie tote Fleischklumpen. Meine Sinne... sie...« Mit diesen Worten verabschiedete er sich in die Bewusstlosigkeit. Vermutlich war seinem Körper erst jetzt, da er endlich rasten durfte, die Erkenntnis gekommen, dass er die eigenen Grenzen überschritten hatte.

»Zumindest der harte Untergrund dürfte ihn jetzt kaum noch

stören«, dachte der Graf und kniete sich zu ihm nieder. Er gab seinem Begleiter einige kräftige Ohrfeigen. »Kommt allmählich mal wieder zu Euch! Meine Zeit ist begrenzt!« Mit einem leicht gereizt wirkenden Blick schaute er seinem langsam erwachenden Diener in die Augen.

»Lasst mich zurück, Herr. Ich komme später nach und folge Euch. Ich bin nur etwas erschöpft. Hier, zieht meine warmen Handschuhe an. Eure Hände sind schon ganz blau.«

Silberstern lachte plötzlich auf. Diese Situation hatte etwas Absurdes an sich. Das amüsierte ihn und stimmte ihn wohlwollend. »Behaltet sie für Euch selbst. Die Kälte vermag mir nicht so stark zu schaden wie Euch. Ihr seid derjenige, dessen Körper schlapp macht.«

Voller Angst und Sorge blickte der Alte in das Gesicht seines Herren. »Ich spüre meine Hände nicht mehr. Selbst, wenn Ihr einen ungewöhnlich starken Geist besitzt, auch Euer Körper kennt seine Grenzen.«

Graf Silberstern betrachtete gedankenverloren den Himmel. »Kennt er diese Grenzen? Ihr wisst ja gar nicht, wie Recht Ihr habt.«

»Ich diene Euch bereits seit so vielen Jahren. Ich weiß nicht, welches seltsame Ziel Euch antreibt. Wenn Ihr es aber erreichen wollt, denkt immer daran: Euer Geist mag noch so stark sein, Euer Körper ist es nicht.«

»Ihr habt viele Talente. Seid Ihr nun auch mein Wunderarzt? Was schlagt Ihr also vor?«, kommentierte Silberstern die Sorgen seines Dieners. Das Ganze schien ihn zunehmend zu erheitern.

»Ihr solltet Euch wirklich wärmer anziehen. Auf meinem Pferd

sind noch ein paar Felle. Ich brauche sie nicht.«

Amüsiert und ein wenig gerührt durch die Sorge seines treuen Begleiters, ging der Graf zu dem Pferd und nahm sich eine Decke. Eigentlich verspürte er keinen ernsthaften Hunger, aber dann besann er sich und nahm sich auch noch eine Ration vom Proviant. »Dann werde ich wohl Euren Rat befolgen müssen.« Aber statt dass er die Sachen zu seinem eigenen Wohl verwendet hätte, legte er die Decke um die Schultern des vor Kälte bibbernden Alten.

»Nein, Herr, gebt nicht mir die Decke! Nehmt Sie für Euch. Ich brauche...«

Aber der eiserne Blick Silbersterns ließ den alten Mann verstummen.

»Ich kann Euch leider nur frostigen Schnee zum Trinken anbieten. Die Kälte hat den Beutel und das Wasser darin gefrieren lassen. Eurem Essen ist es nicht besser ergangen. Und es gibt hier auch kein Brennholz, um ein anständiges Feuer zu entzünden.«

Der Untergebene reagierte wortlos auf diese Ausführungen seines Meisters, nahm etwas Schnee und führte ihn zum Mund. »Ich bin ein alter Mann. Lasst mich einfach hier.«

Es war mehr ein Murmeln als deutlich formulierte Worte.

Belustigt schaute Silberstern auf seinen Diener herab. »Vielleicht habt Ihr Recht, und ich sollte Euch wirklich hier lassen. Eigentlich habe ich auch gar keine Lust, weitere Jahrzehnte auf einen so sturen Diener einzuprügeln, bis der endlich einmal lernt, welchen Platz er innehat.«

In Wahrheit schlug Graf Silberstern ihn nie, sondern behandelte ihn im Gegenteil stets sehr gut. Der alte Mann verstand den Scherz und lachte laut auf. Aber das Lachen ging schnell in etwas über, das mehr ein heiserer Husten als alles andere war. Der Gesundheitszustand des Mannes schien wirklich bedenklich.

Als sich sein Anfall gelegt hatte, wandte er das Wort wieder an seinen Herrn. Tiefe Sorge lag in seiner Stimme. »Der Winter ist ungewöhnlich harsch. Zu harsch. Es ist seltsam. Als wollten die Naturgewalten uns um jeden Preis aufhalten«

Silbersterns Miene verdunkelte sich. »Nicht die Naturgewalten, etwas anderes.« Er zuckte zusammen. »Ich spüre es. Nein. Ich weiß es.«

Besorgt blickte der alte Mann ihm entgegen. »Wieder Euer altes Leiden?«

»Ja. Doch es dürfte bald vorbei sein«, erwiderte Silberstern.

Daraufhin schritt er eilig zu dem Pferd, und packte die Ausrüstung zusammen. »Harrt hier aus. Ich verliere nur ungern etwas. Ich bin bald zurück!«

Das einzige, was seinem Diener übrig blieb, war zu gehorchen. Versonnen blickte er Silberstern nach, bis dieser völlig im Schneesturm verschwunden war. Jetzt war der Alte alleine, das Pferd sein einziger Begleiter. Trotz der dicken Decke, in die er sich tief eingegraben hatte, gewann die Kälte allmählich die Oberhand. In seinem Kopf kreisten viele Fragen. »Ob unsere Verfolger uns einholen werden? Was mich wohl noch alles erwartet? Werde ich hier verenden?«

Sein Blick schweifte hinüber zu dem Ross, das an einen Felsen angebunden war. Als wollten sich seine Sorgen so schnell wie möglich in der Wirklichkeit manifestieren, musste er nun mit ansehen, wie das geschundene Tier zu zittern und zu straucheln begann. Es wieherte kläglich, dann schnaubte es noch einmal laut aus. Sekunden später war alles vorbei, und Silbersterns Abkömmling edelster Zucht lag von der Kälte niedergerungen tot im Schnee. Der alte Diener blickte traurig auf den Leichnam des Pferdes und ließ resigniert den Kopf sinken. »Das also wird mein Schicksal sein!«, sprach er halblaut zu sich selbst.





Kapitel 2: Die mysteriöse Fremde

Der schwere Sturm kam nicht zur Ruhe. Im Gegenteil, immer heftiger umtobte der Wind die Felsen. Graf Sakram Silberstern erklomm einen Steilhang, geschickt wie eine Gemse, ein klares Ziel vor Augen. »Ich spüre es. Einer von ihnen ist nah.« Angewidert schrie er laut in die tobenden Böen: »Ich werde selbst den höchsten Berg erklimmen, um Euch zur Strecke zu bringen!«

Als würde ein unsichtbarer Gegner auf seine Worte reagieren, donnerte der Berg sogleich seine trotzige Antwort zurück. Massen von Schnee und Eis setzten sich in Bewegung, um den kleinen Menschen wie eine unbedeutende Ameise zu zerquetschen.

»Denkt Ihr etwa, diese Lawine könnte mich aufhalten?«

Plötzlich ertönte ein hämisches, boshaftes Lachen. Es schien von nirgendwo und überall gleichzeitig herzurühren. Die Lawine wurde immer gewaltiger, und Silberstern entkam nur knapp dem Schicksal, mitsamt den Schneemassen die Klippen hinuntergerissen zu werden. Flink und mit scheinbar ungebrochener Kraft erreichte er das obere Ende der Steilwand. Dahinter erstreckte sich ein weitläufiges, tief verschneites Hochplateau. Der Graf stand aufrecht im Sturm und forderte den unsichtbaren Gegner siegessicher heraus.

»War das alles? Ein bisschen Schnee? Denkt Ihr, das kann mich stoppen!?«

Die unheimliche Stimme, die aus dem Sturm heraus zum

Grafen sprach, war weiblich und voller Zorn. »Verschwindet. Sonst hetze ich Euch meine Kreaturen auf den Leib. Reißende Bestien, denen selbst Ihr nicht gewachsen seid. Kehrt um, ich beschwöre Euch. Im Namen aller Götter, lasst ab von Eurem Vorhaben!«

Unbeeindruckt von dieser Ansprache zog der Graf sein Florett aus der Scheide. Die dünne Klinge war in geübten Händen ein gefährliches Werkzeug.

»Ich warte!«, donnerte er seinem unsichtbaren Widersacher entgegen. Diese Herausforderung wurde sogleich mit einem markerschütternden Brüllen quittiert. Ein riesenhafter Eisbär zeigte sich auf einer nahen Schneedüne und riss angriffslustig das Maul auf.

»Das nennt Ihr eine reißende Bestie? Da sieht mein Diener in seinem erbärmlichen Zustand ja grauenerregender aus!«



Die Kälte raubte dem zurück gebliebenen Diener beinahe den Verstand. Das Fieber ließ ihn, den eisigen Temperaturen zum Trotz, eine starke Hitze im Körper spüren. Er weilte mit seinen Gedanken nicht hier, sondern war ganz bei Graf Silberstern, sah durch seine Augen.

Oder war es nur ein Traum? Es war nicht das erste Mal, dass er Tagträume von seinem Herren hatte. In der Vision, die ihn jetzt heimsuchte, sah er seinen Herrn und Meister ganz so, wie er ihn kannte. Bedrohlich. Furchtlos. Unerschrocken. Am Rande eines Abhangs trotze er einem riesigen Eisbären. Er stand so dicht am





Rand dieser Klippe, dass ein plötzlicher starker Windstoß sein Ende bedeuten könnte. Die Eisbestie, ein Monstrum, das einzig aus mehreren hundert Pfund Muskeln und Fleisch zu bestehen schien, donnerte geradewegs auf ihn zu. Der Hass und Zorn des Bären war deutlich zu spüren, schien geradezu mit Händen zu greifen. Die Augen des Grafen schlossen sich. Schwärze. Das Donnern des Bodens, der unter den gewaltigen Bärentatzen erzitterte. Der schwere Atem des Tieres, das lechzend nach seiner Mahlzeit gierte. Schwärze. Ein ruhiger Fluss der Wahrnehmung und der Selbstsicherheit.

Plötzlich riss Silberstern die Augen auf. Das mit riesigen Zähnen besetzte Maul der Kreatur spiegelte sich in den Pupillen des Grafen. Diese Zähne gierten nach seiner Kehle, erhaschten aber nur Luft. Ein einziger Ausfallschritt zur Seite ließ den Angriff der Kreatur sprichwörtlich ins Leere laufen. Jaulend stürzte das Ungetüm die Klippe hinunter, die sich hinter Silbersterns Rücken befand. Der Sturz des Monsters in die Tiefe bedeutete seinen sicheren Tod. Es war das letzte, was der alte Mann wahrnahm, ehe ihn die Finsternis der Bewusstlosigkeit wieder umfing.



Triumphierend stand Silberstern an der Klippe. »Eure Schoßtiere sollten besser aufpassen, wohin sie laufen. Wollt Ihr mir nicht noch mehr Eurer Tierchen schicken?«

»Warum? Warum müsst Ihr es tun?«, entgegnete eine Frau, die jetzt wie aus dem Nichts auf einer Anhöhe erschien. Ihre Haut war blau, in ihren Händen trug sie einen großen Eis-Speer. Silberstern musterte die Frau. »Sieh an. Hier steckt Ihr also. Warum? Auf diese Frage gibt es so viele Antworten.«

In den Augen der Frau lag ein trauriger Glanz. »Gibt es keinen anderen Weg?«

»Nein«, antwortete Silberstern entschlossen.

Kaum hatte der Graf das Wort ausgesprochen, da hob die Frau ihren Speer, und rannte brüllend auf ihn zu. »Wenn es mir nicht gelingt, Euch aufzuhalten, dann müsst Ihr eben sterben!«

Der Graf reagierte hämisch und blieb völlig gelassen. Er nahm die auf ihn zustürzende Frau wahr, als bewege sie sich wie in Zeitlupe. »Muss ich das? Eure Haustiere und die Naturgewalten, über die Ihr gebietet, vermögen mich nicht aufzuhalten. Versucht also persönlich Euer Glück. Aber vergesst nicht, wer ich bin, lächerliche Konzilwächterin!«



Eine gewaltige Explosion riss den Diener Silbersterns aus seiner Ohnmacht. Durch fiebrige Augen sah er, wie sich der Himmel dunkel färbte. Die Wolken formten einen gigantischen schwarzen Wirbel, so mächtig, als könne er die ganze Welt in Finsternis hüllen. Aber der schwache Körper des alten Mannes duldete nicht, dass er wach blieb, und die Besinnungslosigkeit zog ihn erneut mit starken Armen in ihr dunkles Reich. In seinem Delirium hatte er das Gefühl, durchgeschüttelt zu werden. Er empfand ein Gefühl der Schwerelosigkeit, als ob er mit unglaublicher Geschwindigkeit zum Erdboden hin niedersauste. So musste sich ein Floh fühlen, der gigantische Sprünge durch

die Luft machte. Der Boden unter ihm kam näher und näher, als würden ihn die Wolken des Himmels persönlich auf die Erde hinabschleudern. Der alte Mann erbrach die letzten Brocken seines Mageninhaltes auf den schneebedeckten Boden. Langsam kam er wieder zu sich, geschüttelt von Fieber und Kälte. Seine Glieder spürte er nicht mehr.

Vor ihm stand sein Herr und Gebieter. »Ist Euch das Essen nicht bekommen?«

Mit schwerer Zunge, und verwirrt von den Nebeln in seinem Kopf, erwiderte er seinem Herren: »Auch im Tode seid Ihr bei mir, Herr. Das ist mehr, als ich jemals erwarten konnte.«

Der Graf lachte. »Redet keinen Unsinn. Wir sind kurz davor, Falkenfels zu erreichen.«

Die Verwirrung des alten Mannes zeichnete sich deutlich in seinem Gesicht ab. »Aber wie... wie... «, stotterte er.

Die Antwort war offensichtlich. »Ich habe Euch getragen. Und ich befürchtete schon, ich würde noch länger Euren Esel spielen müssen. Wir sollten uns beeilen, wenn Ihr nicht Teile Eurer Arme und Beine verlieren möchtet. Die Kälte hat Eurem Körper bedrohlich zugesetzt.«

In den Augen des treuen Gehilfen standen Tränen. Tränen der Dankbarkeit und der Erschöpfung. »Verzeiht, wenn Ich Euch etwas fragen muss.«

»Fragt. Selbst die härtesten Peitschenhiebe würden Euch ja nicht davon abhalten.« Dieser Gedanke brachte den adeligen Mann erneut zum Lachen.

Der alte Diener benetzte seine Lippen, bevor er zu seiner Frage ansetzte. »Was ist Euer Geheimnis?«

Silberstern verharrte einen Moment. »Mein Geheimnis?« Er lachte. »Ich werde meinen Sohn in Falkenfels abholen. Seine Ausbildung dort dürfte mittlerweile abgeschlossen sein.«

Der alte Mann senkte seinen Blick. Zum ersten Mal in der langen Zeit, in der er dem Grafen nun diente, wollte er die Kühnheit aufbringen, mehr zu erfahren. Diesmal wollte er sich nicht mit den zynischen Antworten seines Herrn zufriedengeben. Dabei wusste er genau, dass ihm das streng untersagt war.

»Das meinte ich nicht. Ich...« Die Verlegenheit ließ ihn verstummen.

»Wie lange seid Ihr nun schon mein Diener?«, fragte Silberstern.

Der alte Mann antwortete unterwürfig. »Seit jenem Tag, an dem Ihr mir Erlösung brachtet. Ich bin ein alter Mann, ich weiß nicht mehr genau wie lange nun schon, aber sicher sind es schon mehr als vierzig Jahre!«

Silberstern wurde nun fordernder. »Was meint Ihr also, wenn Ihr von meinem Geheimnis sprecht?«

Der langjährige Untertan antwortete stockend. »Ihr habt mir verboten, darüber zu sprechen, Herr. Es war ein Fehler, Euch darauf anzusprechen. Es tut mir leid. Mein Leben ist mir lieb.«

Ein erheiterter Unterton lag nun in der Stimme des Grafen. »Ich gestatte Euch die Frage. Wirklich. Deutet meine Scherze nicht immer falsch.«

Die Furcht in den Augen des alten Mannes war deutlich zu sehen. Aber seine Neugier überwog. »Warum seht Ihr noch immer so jung aus? Ihr habt mich vor einer Ewigkeit gerettet, damals war ich selbst noch ein junger Mann. Und Ihr seid in all

der Zeit kein bisschen gealtert!«

Silberstern lachte herzlich auf: » Und es hat euch so viel Angst eingejagt, diese Frage zu stellen? Es ist doch ein offenes Geheimnis. Jeder in der Linie der Silbersterns ist mit dieser Langlebigkeit gesegnet. Oder sollte ich besser verflucht sagen?«

Freudig entgegnete der Diener: »Ihr habt recht. Euer Sohn wird sich bestimmt prächtig entwickelt haben. Mit Sicherheit ist auch er so bescheiden, wie Ihr es seid. Und ich kann es kaum erwarten, meine Tochter zu treffen. Danke auch, dass Ihr für ihre Unterkunft zahlt. Ihr seid von den Göttern gesegnet!«

Silbersterns Erheiterung schien jetzt keine Grenzen mehr zu kennen. »Bin ich das? Mir scheint, ich hätte Euch öfter offen sprechen lassen sollen. In Euch steckt ein formidabler Hofnarr! Meint Ihr, dass es sonst noch irgendwelche Mysterien gibt, die es aufzuklären gilt?« Das Gesicht des Grafen wurde von strahlender Freude erleuchtet, deren überheblicher Unterton für den alten Mann nur schwer auszuhalten war.

»Ja. Ich denke, Ihr seid nicht nur um eures Sohnes willen hier!«, äußerte der alte Mann mit aller Selbstsicherheit, die er in der Gegenwart seines Herrn aufzubringen vermochte. Silbersterns Miene verfinsterte sich jetzt etwas, aber der Diener fuhr unbeirrt fort.

»Die Grafschaft Falkenfels zählt zu einer der wissenschaftlichen Hochburgen des Landes. Es vergeht kein Jahr, in dem die Falkenfelser Forscher und Erfinder nicht eine neue Errungenschaft veröffentlichen, die den Ruhm der Grafschaft vermehrt und damit auch ihren Goldbestand. Trotz ihrer geringen Größe ist Falkenfels ein wichtiger politischer und wirtschaftlicher Knotenpunkt, und außerdem eine Hochburg des Handels. Ich kann mir gut vorstellen, dass Ihr auch daran interessiert seid, dass Falkenfels die Silberstern-Währung einführt. Noch gibt es diese ja dort nicht...« Er beendete seine Ausführungen und blickte in das Gesicht des Grafen, der jetzt wieder ein deutliches Lächeln im Gesicht trug. »Und wenn ich es wagen darf, ich hätte noch eine letzte Frage...«, setzte der Diener nach.

Silberstern seufzte. »Wenn Ihr mir noch mehr Löcher in den Bauch fragt, werde ich noch tot umfallen. Und wer soll Euch dann tragen? Aber von mir aus. Ihr seid ein sehr kluger Diener, jedenfalls klüger, als ich bisher angenommen hatte...«

In all den Jahren, in denen er seinem Herren diente, hatte der alte Mann niemals das Geheimnis seiner Visionen preisgegeben. Aber das wollte er jetzt ändern. »Habt Ihr die Frau bezwungen?«

Das Lächeln Silbersterns verschwand jetzt gänzlich aus seinem Antlitz. »Von was für einer Frau sprecht Ihr?«, fragte er lauernd. »Ihr müsst wohl an Fieberträumen gelitten haben!«

Beharrlich fuhr der alte Mann fort. »Nein. Ich bin mir sicher! Sie machte einen unnatürlichen, kaum mehr menschlichen Eindruck auf mich. Sie besaß blaue Haut, hatte schlanke Züge. Als wäre sie direkt aus dem Frost und der Kälte geboren. Und sie trug einen langen Speer, aus Eis geformt, der funkelte und im Sonnenlicht glänzte. Ihr Körper war kalt wie der Schnee, ihre Bewegungen glichen denen einer Lawine.«

Die Stimmlage des Grafen änderte sich jetzt schlagartig. Alle Ironie war aus ihr gewichen. »Wie ist es möglich, dass Ihr um all das wissen könnt?«

Eine Welle der Erleichterung durchlief den treuen Gefährten Silbersterns. Endlich konnte er ihm offenbaren, dass er in all den Jahren stets Zeuge der Wunder gewesen war, die sein Meister vollbrachte. »Durch Eure Augen sah ich es, Herr! Ich habe dies schon öfter erlebt. Ich habe durch sie Wunder gesehen, die ich oft kaum zu deuten vermochte. Ich aber habe stets geschwiegen...«

Sakram Silberstern beruhigte sich sichtlich nach diesem Geständnis. Das Lächeln kehrte, wenn auch verhalten, wieder auf seine Gesichtszüge zurück.

»Wie lange besitzt Ihr diese Gabe schon? Und warum habt Ihr mich davon nie unterrichtet?«, fragte er listig.

Verlegen wich der Alte dem stechenden Blick des Grafen aus und schaute in die Ferne. »Ich hatte Angst, Herr.«

Silberstern sah den alten Mann fest an. Etwas grenzenlos Beruhigendes lag jetzt in seinem Blick. »Die müsst Ihr nicht haben.«

Dankbar und wieder ganz voller Vertrauen lächelte der Diener seinen geliebten Herrn an.

Die Grafschaft Falkenfels befand sich schon bald in Sichtweite des ungleichen Paars. Die schwer befestige Stadt war auf einer Anhöhe gelegen. Zwar war sie noch ein gutes Stück weit entfernt, aber es war jetzt sicher, dass beide diese strapazenreiche Reise überleben würden. Zum ersten Mal würde der Alte seine Tochter sehen, die nichts von seiner Existenz wusste. Voll freudiger Erregung rief er aus: »Herr, seht! Die Grafschaft! Wir haben es geschafft!«

»Diesmal täuscht Ihr Euch!«, entgegnete Silberstern seinem

Gefolgsmann. Arglist schwang in seinen Worten mit.

Irritiert wandte sich der Alte seinem Meister zu. »Herr?«

Doch es war ihm nicht möglich, noch mehr zu sagen. Silberstern schnitt ihm das Wort ab.

»ICH habe es geschafft!«, sagte er halblaut.

Eine Lanzenspitze ragte aus der Brust des Dieners. Dieser röchelte noch erschrocken, dann folgte dem Röcheln ein Schwall von Blut nach, das blubbernd aus seiner Kehle drang und den Schnee um die Männer herum rot färbte. Immer noch lächelnd betrachtete der Graf diese Szene.

»So wie es aussieht, werde ich wohl allein in der Grafschaft ankommen. Zumindest lebend. Es ist zu Eurem Besten, mein Lieber. Ihr wollt nicht wissen, was Ihr in Zukunft noch durch meine Augen gesehen hättet. Keine Sorge, Eure Tochter wird mir gute Dienste leisten und Euch sicher würdig vertreten. Wie ich gehört habe, soll sie sehr talentiert sein. Und sie besitzt Eure Gabe.«

Voll fassungslosem Entsetzen blickte der Sterbende in die Augen seines Gebieters. »Waaa... ruuum... ?«

Mit großer Gelassenheit, und von seiner Bluttat scheinbar ungerührt, antwortete Graf Silbersten mit eisiger Stimme. »Wissen ist Macht. Und du, elender Wurm, hattest zu viel davon «

Die letzten Worte, die der alte Mann jemals sprechen sollte, waren eine Bitte, die er an seinen Mörder richtete: »Lasst von meiner Tochter ab...« Sein brechender Blick traf zum letzten Mal auf das geheimnisvolle Lächeln des Grafen. Dann brach er in sich zusammen, und der letzte Sinneseindruck, den ihm dieses

Leben vergönnte, war die Antwort Sakram Silbersterns, der zu dem Sterbenden sprach: »Diesen Wunsch, mein alter Freund, werde ich Euch nicht erfüllen können!«

Kapitel 3: Nur noch eine Waise

Das blutjunge Mädchen fuhr erschrocken in ihrem Bett auf. Ihr ganzer Körper war schweißgebadet, das Nachthemd klebte förmlich wie eine zweite Haut an ihr. Noch immer hastig atmend, beruhigte sie sich allmählich.

Dicht bei ihrem Fenster krächzte ein Rabe. Der kehlige Laut des Vogels jagte ihr einen Schauer über den Rücken, es klang wie eine warnende Botschaft. Anschließend entschwand er.

»Nur ein Traum. Es war nur ein Traum.« Noch immer aufgewühlt von diesem Traum, der so seltsam real gewirkt hatte, zog das Mädchen die Bettdecke beiseite, und entdeckte dabei einen weiteren Grund zur Sorge. Blut. Ein Blutfleck befand sich im Bett. Just in diesem Moment klopfte es heftig gegen die Tür. Ein denkbar unpassender Moment für Besuch. Voll wissender Ahnung blickte sie an ihrem Nachthemd hinab, und fand auch dort eine rote Stelle. Sie seufzte. Sie war sich darüber im Klaren, was das Ganze zu bedeuten hatte. Dies war der erste Tag, an dem sie auch körperlich zur Frau wurde. Es würde eine monatliche Prozedur folgen, auf die sie gerne verzichtet hätte.

Das Klopfen wurde ungeduldiger.

»Gleich«, erwiderte sie mit gemischten Gefühlen, und bedeckte die blutige Stelle am Bett. Erst dieser schreckliche Traum von einem Grafen und seinem Diener, dann noch der Beginn ihrer Pubertät. Zu allem Überfluss war wahrscheinlich derjenige, der da so vehement klopfte, ihr Kumpel Romeo. Jener hantierte am Türgriff. Vermutlich versuchte er gerade, durch das Schlüsselloch zu schauen oder die Tür mit seinem Dietrich zu öffnen. »Dieser perverse Spanner!«, dachte sie sich.

»Moment! Ich schließe die Tür gleich auf!«, rief sie ihm entnervt zu. Aber es war schon zu spät. Die Tür flog plötzlich auf, und Romeo stand mitten im Zimmer.

»Musst du nicht. Das habe ich schon selbst erledigt. «, erwiderte er keck und bedachte das Mädchen, das auf den Namen Samantha hörte, mit einem breiten Grinsen. Es war nicht das erste Mal, dass er das machte. Sonst wäre ihr ein solches Eindringen egal gewesen, aber nicht heute. Wütend wies sie ihn zurecht.

»Romeo, warum platzt du immer in mein Zimmer herein? Ich bin noch im Nachthemd!«

Das ganze ließ den blonden jungen Mann völlig unbeeindruckt.

»Wirklich? Keine Bange. Ich verrate schon keinem, dass deine pralle Weiblichkeit doch nicht ganz so prall ist«, erwiderte er scherzhaft.

In diesem Moment griff Samantha nach einen Kamm, dem nächstbesten Gegenstand, den sie finden konnte, und schleuderte ihn Romeo mit voller Kraft entgegen. Begleitet von einem kräftigen Klatschen fand das Projektil sein Ziel.

»Ahhh! Aua. Warum wirfst du deinen Kamm nach mir?«, rief Romeo weinerlich.

»Weil ich gerade keinen Backstein zur Verfügung habe!«, gab sie bissig zurück.

Romeo rieb sich die schmerzende Stirn. Dort hatte ihn der Kamm getroffen. Es dauerte aber nicht lange, bis sein fröhliches Gemüt wieder die Oberhand gewann. »Ich fühle mich geehrt von solcher Güte. Normalerweise werfen die Frauen Rosen nach mir!«

Romeo erwartete eine spitze Antwort, musste aber feststellen, dass seine beste Freundin sich offenbar nicht wirklich in guter Stimmung befand.

Erschöpft sah diese den jungen Mann an. »Hör auf. Ich fühle mich nicht besonders.«

»Kann ich mir denken. Du siehst auch miserabel aus. Schlecht geschlafen?«, fragte er jetzt ehrlich besorgt.

»Ein Albtraum. Ich habe von Graf Silberstern geträumt. Nur trug er dein Gesicht«, erwiderte sie zögernd.

Romeo grinste wieder. Er wusste anscheinend etwas, von dem Samantha keine Ahnung hatte. »Und wenn er wirklich so reich ist, wie ich gut aussehe, dann ist ja ganz klar, warum er in deinem Traum mein Gesicht trug. Vielleicht haben deine prophetischen Träume aber auch damit zu tun, dass er gerade jetzt nach Falkenfels unterwegs ist.«

Überrascht blickte Samantha den Waisenjungen an, den sie schon seit ihrer frühesten Kindheit kannte. »Wirklich? Davon wusste ich nichts.«

Romeo wirkte noch immer besorgt, konnte aber nicht lange ernst bleiben. »Und trotzdem träumst du davon? Wirst du vielleicht ein bisschen wahnsinnig?« Der junge Mann schaffte es, die negativen Gedanken der frischgebackenen jungen Frau zu vertreiben.

»Kein Wunder, wenn man dich kennt! Was machst du eigentlich in aller Frühe schon hier?«, fragte Samantha mit einem

skeptischen Unterton in der Stimme.

Da bemerkte der Junge den Blutfleck zwischen ihren Schenkeln. Romeo war nicht dumm und verstand sofort, warum Samantha so aufgelöst wirkte. Er mochte zwar stets dumme Sprüche klopfen, aber in Wahrheit hatte er seine Freundin so gerne, dass er darauf verzichtete, diesen peinlichen Umstand anzusprechen.

»Wir müssen heute den Abt aufsuchen, man hat uns hin zitiert«, sagte er jetzt seufzend. »Haben wir wieder etwas ausgefressen, von dem ich nichts weiß?«

»Was heißt hier 'wir'?«, fragte die junge Frau entrüstet zurück. »Du bringst dich doch immer selbst in Schwierigkeiten, und ich muss deine Dummheiten dann mit ausbaden. Und so rot wie du im Gesicht bist, weißt du genau, was los ist!« Ein belehrender Klaps auf den Hinterkopf des Jungen folgte dem nach. Das machte sie gelegentlich bei Romeo, vor allem dann, wenn dieser sich wie ein Affe aufführte. Das war beispielsweise der Fall, wenn irgendeine Frau in der Nähe war, oder er unkeusche Gedanken hatte. Man konnte ihm praktisch immer einen solchen Denkzettel verpassen. Der Klaps war so etwas wie eine kleine Erinnerung daran, dass neben all dem Unfug auch noch ein Gehirn in seinem Schädel steckte. Obwohl die junge Frau öfter ernsthafte Zweifel daran hatte, ob sich tatsächlich ein solches Organ im Kopf ihres besten Freundes befand.

Aber heute waren es keine unkeuschen Gedanken, die ihm die Schamesröte ins Gesicht trieben. Sam, seine Samantha, wurde jetzt eine Frau. Erst wollte er sich über die ungerechte Behandlung durch seine Freundin beschweren. Aber beflügelt durch einen Gedanken, der ihm gerade kam, entschied er, dass sein Grinsegesicht jetzt besser passte. »Vielleicht bekommt sie jetzt endlich mehr Oberweite«, dachte Romeo belustigt. Sein Grinsen ging ihm bis über beide Backen. Genau in diesem Moment bekam er einen noch heftigeren Klaps auf den Kopf. Bevor er sich aber darüber beschweren konnte, schnitt ihm Samantha das Wort ab. »Lass es! Dein Grinsen verrät schon alles! Egal, was du ausgefressen hast und wie schlimm man dich dafür bestrafen wird, du hast es in jedem Fall verdient. Und jetzt warte gefälligst vor der Tür! Ich muss mich umziehen.«

Pfeifend vor guter Laune verließ Romeo das Zimmer. Er musste nicht lange warten, dann stand Samantha auch schon vor ihm. Sie hatte sich ein schlichtes Kleid angezogen.

Es war ein freier Tag. Das war ein weiterer Grund dafür, sich Sorgen zu machen, denn an freien Tagen musste eigentlich niemand zum Abt. Es sei denn, irgendetwas war wieder los. Und es war oft etwas los. Und die Ursache für den Ärger war nicht immer Romeo alleine. Manchmal war es auch Samantha. Aber es waren fast immer beide. Sozusagen im Duett schafften die beiden es, das ganze Kloster immer auf Trab zu halten.

Der Weg zum Abt führte Samantha und Romeo über den großen Innenhof. Samanthas Schlafzimmer befand sich in einem Turm, der die Mauern des Klosters, das sie ihr Zuhause nannte, überragte. Eine leichte Brise umwehte das alte Gemäuer. In der Grafschaft stand der Frühling unmittelbar bevor. Dennoch wirkte der Himmel ungewöhnlich düster für diese Jahreszeit. Schwärme von Raben patrouillierten den Himmel, als würden sie auf ein unheilvolles Ereignis warten. Die Händler auf dem Marktplatz verkauften dort gerade ihre letzten Waren. Ihnen

stand die Abreise aus Falkenfels kurz bevor. Das harsche Wetter würde bald vorbei sein, und es ihnen ermöglichen, über den Pass nach Süden zu reisen, um wieder neue Waren einzukaufen. Einer der Händler bot in der Auslage seines Wagens Süßigkeiten an. Mit marktschreierischem Gehabe winkte er die beiden zu sich. »Wen sehe ich denn da? Kundschaft! Kommt her. Kommt her. Das ist wohl nicht so schwer!«

Der Händler war in eine edle Robe gekleidet und bot neben den Süßigkeiten allerlei Krimskrams an. Sein lautes Betragen hatte auch zur Folge, dass sich jetzt ein kleiner Junge neben Romeo und Samantha stellte und das ganze Treiben neugierig beobachtete.

»Ihr habt mit uns leider die Falschen erwischt. Wir haben kein Geld. Wir sind ärmer als die Armen, die betteln gehen«, rief Romeo und zeigte dem Händler wie zum Beweis seine leeren Taschen.

»Mönche... tststs...«, brummelte der Händler in sich hinein. »Da kann man wohl nichts machen. Aber ich will zur Abwechslung einmal großzügig sein. Seht Ihr das hier? Wenn Ihr aus diesem Fläschchen trinkt, wird Euch bald unglaublicher Reichtum erwarten! Dafür garantiere ich mit meinem Namen. Und der ist immerhin Albin Adersin. Und alles, was ich dafür verlange, ist ein Kuss von Eurer hübschen Freundin.«

»Klar. Kein Problem. Bei diesem Geschäft bin ich sofort dabei!«, sagte Romeo, sehr engagiert. Für diese Bemerkung wurde er mit einem erneuten Klaps auf den Hinterkopf belohnt.

»Das hat der arme Junge doch nicht verdient, Gnädigste. Wenn Ihr ihn so oft schlagt, wird sein Gehirn ja ganz weich«, spottete Adersin.

»Dieses Problem wird bei ihm nicht auftreten. Dafür müsste er eines besitzen!«, warf Samantha gereizt ein.

»Ich glaube, ich muss hier eingreifen! Amon von Falkenfels kommt den Schwachen und Dummen immer zur Hilfe!«, plärrte der kleine Junge plötzlich. Er hatte alles neugierig mit angesehen. Mit ausgestrecktem Zeigefinger deutete er auf den Händler. »Ich werde Betrug in den Mauern von Falkenfels nicht zulassen!«

»Betrug? Junger Mann, das solltest du zurücknehmen. Ich bin eine sehr nachtragende Persönlichkeit. Das könnte dir später noch einmal leidtun«, keifte der Händler.

»Ihr seid kein Händler, sondern ein Scharlatan! Wenn Ihr nicht augenblicklich von hier verschwindet, werde ich Euch mit Schwert und Schild bezwingen!«, rief der Junge mit stolz geschwellter Brust.

Beleidigt packte der Händler sein Zeug. Die Autorität, die der Name des Jungen ausstrahlte, ließ ihm keine andere Wahl. »Das wirst du noch bereuen. Du wirst dich vielleicht nicht mehr an mich erinnern, wenn wir uns später einmal treffen sollten, aber ich werde mich an dich erinnern!«, rief der Scharlatan dem Jungen mit gellender Stimme nach. Dann verschwand er im Wageninnern.

Begeistert von seiner heroischen Leistung wandte sich der Junge Romeo zu. »Juhuuu... Geschafft! Und jetzt zu meiner Belohnung«, sagte Amon fordernd. »Schließlich habe ich dich vor einem Betrüger bewahrt!«

Romeo lachte auf. »Das tut mir leid. Ich kann dir außer meinem Dank keine Belohnung geben. Oder wie wäre es mit einem Kuss der bezaubernden Samantha?«

Amon verzog das Gesicht zu einer leidenden Grimasse. »Nein, danke. Ich finde die Dame dort drüben viel hübscher!«

Er deutete dabei auf eine junge Frau, die in der Nähe stand. »Aber ich will nicht so sein, ich rette auch hässliche Mädchen! Und das auch noch umsonst!«

Samantha brachten die Worte des kleinen Burschen in Rage. »Dieser kleine Gnom! Es ist immer das Gleiche mit euch Jungs, egal wie alt ihr seid! Mehr Flausen im Kopf, als ein Köter Flöhe am Leib hat. Und sobald ihr irgendein blondes Weib erblickt, setzt bei euch der Verstand aus und andere Regionen übernehmen das Denken...«, presste sie zornig durch die Lippen.

Romeo versuchte, ein paar tröstende Worte zu sprechen. »Nimm es ihm nicht übel! Er ist noch klein und dumm.«

Sein Blick glitt hinüber zu der Dame, die der Grund für all das gewesen war . »Aber Geschmack hat er... das muss man ihm lassen«, seufzte Romeo voller Leidenschaft. Er kannte die junge Frau noch nicht lange, da sie erst seit kurzem in Falkenfels verweilte, aber dennoch war sie in den letzten Nächten in seinen Träumen allgegenwärtig. Er hatte dort viele Stunden mit ihr verbracht und hoffte, seine luziden Vorstellungen alsbald Realität werden zu lassen.

»Hallo, liebe Catharine«, sprach er sie an.

Die junge Frau blickte ihm entgegen. Sie war wirklich eine wahre Schönheit. Ihr Korsett war enger geschnürt als das der meisten Frauen in Falkenfels, und betonte so ihre weibliche Figur ausgesprochen gut. Samantha schüttelte nur den Kopf. »Wann wird dieser Junge es endlich lernen?«, dachte sie im Stillen.

Aber sie seufzte nur und behielt ihre Meinung für sich. Romeo verbeugte sich galant vor der Dame. » Dich zu sehen, ist immer wieder eine Augenweide! Hast du meine Rosen erhalten?«

Die Antwort erfolgte prompt und hart. »Ja. Ich habe sie an unsere Ziegen verfüttert. Die Tiere haben sich daran den Magen verdorben, und erbrechen sich seitdem ständig.«

Der junge Verführer ließ sich davon aber nicht aus dem Konzept bringen. »Sie waren für dich bestimmt, meine Blume«, schmeichelte Romeo.

Aber selbst die süßesten Worte halfen nichts. Mit unverhohlener Abneigung gab sie ihre Ansicht über den Jungen preis. »Vergiss es. Ich würde niemals einen armen Mönch wie dich auch nur in meine Nähe lassen! Ganz zu schweigen davon, dass ich dich nicht mein Haus betreten lassen würde - oder gar das Lager mit dir teilen. Das stellst du dir doch vor, oder? Aber lass dir gesagt sein, zu meinen Gemächern hätte nur ein wahrer Graf Zutritt!«

Diese Aussage verletzte Romeo. Er war schon immer nichts weiter gewesen als eine Waise ohne Namen oder edle Herkunft. Genau wie Samantha. Er hatte weder Geld noch Güter, und das letzte, was er jemals werden würde, war ein Graf. Die Welle negativer Gedanken, die wie ein Schatten über sein Gemüt huschte, verebbte aber schnell wieder. Dann hatte sein sonniges Gemüt wieder die Oberhand gewonnen.

»Hmmm... kommt Zeit, kommt Rat, kommt Romeo in euer Zimmer grad!«, antwortete er heiter und in albernem Tonfall.

Daraufhin wandte sich Catharine von den beiden ab, ignorierte Romeo völlig und verschwand. Belustigt betrachtete Samantha das Ganze.



»Und weg ist sie. Keine Chance für dich.«

Nach diesem Zwischenfall setzten die beiden ihren Weg über den Hof fort, und erreichten das Hauptgebäude des Klosters. Im Inneren des Gebäudes schmunzelten einige Mönche, als sie das Duo erblickten. Da die beiden hier an einem freien Tag auftauchten, war ihnen klar, dass die Böden hier demnächst wieder einmal besonders gründlich gesäubert werden würden. Und zwar von Samantha und Romeo. Es dauerte nicht lange, bis sie vor der riesigen Flügeltür standen, die in das Zimmer des Abtes führte. Der Anblick der beiden Türflügel bedrückte Romeo.

»Immer wenn ich diese riesige Tür sehe, habe ich das Gefühl, sie will mich auffressen«, sagte er leise.

Samantha kommentierte diese Aussage trocken. »Das tut sie meistens ja auch. Dein Unterbewusstsein spricht dir schon die Schuld zu. Was hast du denn wieder ausgefressen? Bist du wieder in die Zimmer der Mädchen geschlichen und hast dich dabei erwischen lassen?«

»Geschlichen schon. Nur habe ich mich nicht erwischen lassen. Weiß ich. Denke ich. Hoffe ich«, gab Romeo in nachdenklichem Ton zurück und hatte dabei aber schon leise Zweifel an seinen Schleichkünsten.

»Vielleicht wirst du Vater? Irgendwann müssen sich deine nächtlichen Abenteuer ja einmal auszahlen«, spottete Samantha gehässig.

Das fand der junge Casanova gar nicht witzig. »Hör lieber mit den schlechten Scherzen auf! Sonst besuche ich dich auch

einmal nachts!«

Dieser Gedanke förderte bei Romeo sofort einen verschmitzten Gesichtsausdruck zutage. Samantha reagierte darauf forsch und blieb gelassen. »Nur zu. Bist bestimmt ein brauchbarer Boxsack!«

»Du brichst mir das Herz«, gab Romeo seufzend zurück.

»Nein. Ich breche dir die Nase, wenn du dich unerlaubt in meine Gemächer einschleichst.«

Plötzlich öffnete sich die Flügeltür, und ein Mönch trat heraus. Er adressierte den Jungen in strengem und förmlichem Ton. »Romeo, du wirst erwartet!«

Sein Blick war ernst, und er bedeutete auch Samantha, sich ihrem Freund anzuschließen. Der Ordensbruder stellte sich neben die Tür und wartete, bis die beiden hindurchgegangen waren. Knarrend fiel die alte Tür hinter ihnen ins Schloss. Ein mulmiges Gefühl machte sich in beiden breit.

»Mal sehen, in welche Schwierigkeiten du mich diesmal bringst!«, zischte Samantha flüsternd. »So wie es aussieht, wird nur deine Anwesenheit benötigt...«, gab dieser nachdenklich zurück. »Aber mit dir an meiner Seite fühle ich mich wohler. Du beschwichtigst den Abt schon allein durch deine hübsche Präsenz!«, raunte er ihr leise zu und blickte dann in das Zimmer, in dem der Abt hinter einem riesigen Eichentisch thronte. Der Raum war gemütlich eingerichtet. Der Abt blickte die beiden an und deutete auf zwei bequeme Sessel, die vor dem Eichentisch standen.

»Schön, dass du da bist, Romeo. Und natürlich auch du, Samantha. Setzt euch bitte beide.« Ein Blick, aus

dem Überlegenheit und Strenge sprach, strich über beide Mönchsanwärter hinweg. Dann fuhr das Klosteroberhaupt fort. »Es ist zwar noch ein wohlgehütetes Geheimnis, aber wisst ihr bereits, wer demnächst in Falkenfels anreist?« Langsam lehnte sich der ehrwürdige Mann in seinem Stuhl zurück. Er wollte sich etwas Zeit lassen, ehe er den jungen Leuten diese bedeutende Information mitteilte.

Romeo warf daraufhin ganz beiläufig seine Vermutung in den Raum. »Graf Silberstern?«, riet er.

Die Enttäuschung darüber, dass der Lausejunge schon wusste, was er hier bedeutungsschwer mitzuteilen gedacht hatte, war dem Abt anzusehen. »So viel also zur Geheimniskrämerei. Das sollten nur die wenigsten wissen! Aber sei es drum. Es gibt einen Anlass, warum ich euch zu mir gerufen habe. Ihr beide wurdet hier im Kloster als arme Waisen aufgenommen. Wir haben euch immer erzählt, dass eure Eltern euch verließen, als ihr noch sehr klein wart, und wir euch deswegen hier erzogen haben. Aber ich muss euch heute etwas gestehen. Ihr seid nicht beide Waisenkinder, wir haben einen von euch angelogen.«

Romeo und Samantha tauschten verwunderte Blicke aus.

»Angelogen?«, kam es beiden gleichzeitig über den Lippen.

»Ja«, antwortete der Abt. »Aber dazu komme ich später. Eure Prüfungen sind bald abgeschlossen, und eure Lehrzeit beendet. Und wir haben uns dafür entschieden, dass du, Romeo, in Zukunft von Samantha unterrichtet werden wirst!«

»Von mir?«, fragte Samantha völlig überrascht, und konnte dabei ihre Freude über diese Mitteilung nicht ganz verbergen. Durfte sie Romeo jetzt bestrafen, wenn er Mist baute? »Natürlich du. Du bist die beste Schülerin des Ordens und verfügst über besondere Fähigkeiten. Du besitzt ein photographisches Gedächtnis, und eine beachtliche Kombinationsgabe!«

»Ich werde mein Bestes geben«, erklärte Samantha stockend, und von der Eröffnung des Abtes noch immer ganz überwältigt. Dieser antwortete bedächtig. »Das bezweifelt niemand. Doch jetzt, Samantha, verlass bitte kurz den Raum. Ich muss mit Romeo einen Moment alleine sprechen.«

Unsicher blickte sie zu Romeo hinüber, und verließ daraufhin irritiert das Zimmer. Vor der Tür wartete noch immer der Ordensbruder, der Samantha neugierig musterte. »Was hat er diesmal wieder ausgefressen, Samantha?«

»Ich denke, diesmal ist es gerade nicht Romeo, der etwas ausgefressen hat«, erwiderte sie besorgt.

Samantha wartete über eine Stunde, bis die Tür, die Romeo vorher so bedrohlich erschienen war, jenen wieder ausspuckte. Mit besorgter Miene betrachtete sie ihn. »Was ist los? Du siehst verdammt bleich aus. Und vor allem, was hast du da an?«

Der junge Mann war vollkommen neu eingekleidet. Er trug eine feine Lederhose, edle Stiefel mit aufwendigen Verzierungen, ein weißes Rüschenhemd, und ein Florett an seiner Seite.

Romeo blickte sie fassungslos an. »Ich habe einen Vater. Er lebt!«

Die Anspannung wich von Samantha. »Wirklich? Das ist doch ein Grund, sich zu freuen! Hat man dich deswegen so herausgeputzt?«

Romeo starrte ungläubig vor sich hin. »Ich fasse es immer noch nicht. Kneif mich. Auuuh....!«

Samantha kam Romeos Wunsch prompt nach. Sie war ungeduldig und wollte mehr über die Sache erfahren. »Zurück in der Realität? Wer ist dein Vater?«, fragte sie ihren Freund voller Neugierde.

»Mein Vater ist... Silberstern. Graf Silberstern. Einer der reichsten Männer des Landes!«, stellte Romeo wie in Trance fest. »Und er kommt, um mich zu holen! Ich werde Falkenfels mit ihm verlassen!«

Samantha wirkte nach außen hin gefasst. Diese Mitteilung erklärte zumindest die edle Kleidung, in die man ihren Freund gesteckt hatte. Aber innerlich hatte sie die Nachricht schockiert. Ihr bester Freund würde diesen Ort verlassen, und sie würde hier Lehrerin werden? Ihre Wege würden sich trennen? Eine seltsame Leere tat sich in ihr auf.

»Warum?«, fragte sie mit ruhiger Stimme.

Die Antwort Romeos kam verhalten. »Ich soll seine Nachfolge antreten. Ich werde das Silberstern-Imperium erben!«

Samantha reagierte verständnislos auf das Verhalten ihres Freundes. Sie selbst würde sich freuen, wenn sie ihren Vater kennenlernen könnte. Er müsste nicht einmal reich sein. In all den Jahren hatte sie sich gefragt, warum ihre Eltern sie verlassen hatten, aber sie wusste gar nichts über sie. Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Romeo zu. »Warum bist du deswegen so geschockt?«

Der junge Mann blickte sie verständnislos an, als ob die Antwort darauf das selbstverständlichste auf der Welt wäre. »Bei seiner Berühmtheit! Weißt du, wie viele Frauen ich jetzt haben kann?«

Sein Blick glitt hinauf zu höheren Sphären, seine Augen verklärten sich in romantischer Glückseligkeit, so als weilte er auf rosa Wolken. »Und Catharine...«

Samantha nahm einen tiefen Atemzug. »Unglaublich. Du bist einfach unverbesserlich.«

Kapitel 4: Hinter sicheren Mauern

Nach einer langen Reise kam Graf Silberstern endlich in Falkenfels an. Er stand direkt vor dem riesigen Tor. Durch ein paar kleine Gitterstäbe, die in die Mauer neben dem Tor eingelassen waren, konnte man erkennen, dass ein Mönch auf der anderen Seite dösend auf einem Stuhl Wache hielt. »Würdet ihr die Güte besitzen, das Tor zu öffnen?«

Die Worte Silbersterns wurden von einem Schnarchen kommentiert. Anscheinend blieb ihm keine andere Wahl. Wiederholt sprach er den Wachposten an, aber seinem Gesuch wurde nicht nachgekommen. Sein Blick schweifte über die turmhohe Mauer.

Seine Muskeln spannten sich. Diese Mauer war kein Hindernis für ihn.

Sekunden später stand er vor dem immer noch laut schnarchenden Mönch. Dessen Name war Carbonius, und man ließ ihn oft hier Wache halten, um ihn vom Bier- und Weinkeller fernzuhalten. »Habt Dank, dass Ihr mich eingelassen habt. Hier habt Ihr ein paar Münzen für Eure Mühen«, verkündete der Graf sehr lautstark.

Der Mönch schrak auf seinem Stuhl hoch. Der Geruch von Alkohol machte sich breit.

»Wie? Was? Um Himmels Willen! Wer hat Euch hier eingelassen? Wie seid Ihr hereingekommen?«, fragte der Ordensbruder völlig verdutzt.

»Ihr habt mir das Tor geöffnet, wenn auch noch etwas verschlafen«, gab Silberstern freundlich zurück.

Verwirrt zog der Mönch die Augenbrauen zusammen. »Habe ich das?«

»Wie sollte ich sonst über die riesige Mauer gekommen sein? Vielleicht darüber gesprungen?«, gab Sakram zu bedenken.

Der Mönch schien mit dieser Erklärung völlig einverstanden, und kümmerte sich um den neu angekommen Gast. Versonnen betrachtete er dabei die Silbermünzen, die er bekommen hatte. »Danke für diese noble Geste. Ich werde das Geld natürlich spenden«. Immer ungläubiger starrte er auf die Handvoll Geld. »So viele Münzen für das simple Öffnen eines Tores!« Misstrauisch nahm er eines der silbernen Geldstücke in die Hand und biss darauf, um sich von der Echtheit zu überzeugen. Silberstern sah ihm amüsiert dabei zu. »Keine Angst! Sie sind echt.«

Der Mönch konnte das Ganze nicht ernst nehmen. Er befand sich noch immer in dem Glauben, dass all das nicht ganz real sein konnte. »Ganz sicher, das sind sie ganz sicher...«, murmelte der angetrunkene Mönch vor sich hin. »Ich habe ja nach dem Bier, das unsere Brüder brauen, schon viel erlebt. Aber das ist wirklich neu. Ich habe nicht einmal Kopfschmerzen. Und die Münzen fühlen sich so echt an! Und auch dieser aufgeprägte Kopf darauf. Das ist Graf Silberstern. Und Ihr seht ihm verblüffend ähnlich!«

»Das liegt daran, dass ich Graf Silberstern bin«, erwiderte der Edelmann wie beiläufig.

Diese Aussage überzeugte Bruder Carbonius nun vollends davon, dass er zu tief in die Flasche geschaut hatte. Mit übertriebener Geste baute er sich vor dem Grafen auf. »Sicher. Darf ich vorstellen, mein Name ist Graf Falkenfels! Ach was! Ich meine natürlich König Trinkus vielus von Bierbrauus«, gab Carbonius theatralisch von sich.

Der Graf wirkte jetzt leicht genervt. »Schaut doch einmal vor das Tor, vielleicht holt Euch das in die Realität zurück.«

Bruder Carbonius war noch immer völlig erstaunt. Das Ganze wirkte so real. Die Nachwirkungen seines Trinkgelages schienen ein neues Niveau zu erreichen. »Das wird ja immer besser. Lasst mich aber noch einen Schluck nehmen, bevor ich nachsehe.« Er griff zu einem kleinen Bierfaß, das neben seinem Stuhl stand, und nahm einen kräftigen Schluck daraus.

»Gleich aus dem Fass. Ihr Falkenfelser macht wahrlich keine halben Sachen«, erwiderte Silberstern vergnügt.

Anschließend öffnete der Bruder das Tor, und machte einen grausigen Fund. Auf dem schneebedeckten Boden lag ein blutender Körper.

»Ahhh! Dort liegt ein Toter! Das war dann wohl doch ein Schluck zu viel!«, schrie er erschrocken, und schloss das Tor sofort wieder.

»Seid Ihr nun überzeugt?«, gab der Graf mit leicht genervtem Unterton von sich.

Der Mönch beharrte auf seiner Meinung, und gab brabbelnd einigen Unsinn von sich. »Nein. Ganz sicher nicht. Silberstern zu Fuß hier bei uns, klopft zu dieser Jahreszeit an unser Tor, hat einen blutüberströmten, erfrorenen Diener bei sich und gibt mir ein ganzen Haufen Silbermünzen, mit dem ich für den Rest meiner Tage in Saus und Braus leben könnte. Und dann habe ich auch noch das Tor aufgemacht, obwohl ich es nicht aufgemacht

habe. Nichts, einfach nichts auf der Welt kann mich davon überzeugen, dass Ihr echt seid!«, erklärte Carbonius lallend.

Es war schwer, Graf Silberstern aus der Ruhe zu bringen. »Mein Begleiter ist nicht tot, und auch nicht erfroren. Wenn Ihr Euch aber nicht beeilt, wird er es bald sein. Wir wurden unterwegs angegriffen. Ein Speer hat meinen Diener durchbohrt, und er braucht dringend Hilfe!«

Bruder Carbonius hatte sich mittlerweile damit abgefunden, dass er mit einem Hirngespinst redete, und reagierte dementsprechend. »Sicher. Sicher. Vielleicht nächsten Winter.«

Daraufhin bekam er eine so heftige Ohrfeige, dass das Klatschen von den Bergen her widerhallte. In diesem Moment manifestierte sich das Hirngespinst in der Realität. Die Gedanken Carbonius' überschlugen sich. Wehleidig hielt er sich die Backe.

» Autsch. Das tat weh. Echt. Ihr meint... das heißt... bei den Göttern... mit Verlaub.. ich eile... ich renne...«, murmelte er, jetzt hellwach. Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. »Silberstern ist hier! Graf Silberstern ist hier!«, schrie er immer wieder, und rannte davon, um seine Vorgesetzten zu benachrichtigen.

Mit distanzierter Miene spähte der Graf dem in leicht schlingerndem Gang eilenden Mönch hinterher. »Ich hätte ihn gleich ohrfeigen sollen.«

Wie von der Tarantel gestochen rannte Carbonius aufgeregt in Richtung Kloster. Auf dem Weg dorthin kam ihm ein Kollege entgegen, den er beinahe umgerannt hätte: »Carbonius, was um Himmels Willen ist denn los?«, fragte der Ordensbruder interessiert.

Aus Carbonius sprudelte es förmlich heraus. »Silberstern ist hier! Mit einem Toten vor dem Tor .. äh, nein er ist ja nicht tot, aber bald... und er ist über die Mauer gesprungen, oder so!« Irritiert hielt er inne. »Nein. Ich habe ihm ja die Tür aufgemacht.«

Sein Kollege kannte Carbonius gut. Zu gut. Und er konnte sich einen Reim auf die Dinge machen, die er hier sah und hörte. Der alkoholisierte Atem, die unartikulierten Worte.

»Ihr solltet nicht so viel trinken. Eure Sinne sind verwirrt«, seufzte er.

»Ich habe einen Beweis dafür, dass es der Wahrheit entspricht! Ich habe es deutlich gespürt«, verteidigte sich Carbonius im Brustton der Überzeugung.

Sein Gegenüber atmete tief durch. »Dann zeigt mal, was habt Ihr gespürt?« Carbonius gab seinem ihm höher gestellten Ordenskollegen demonstrativ eine gewaltige Backpfeife. Es fühlte sich gut an. Überzeugend.

»Warum ohrfeigt ihr mich?«, schallte der Bruder zornig, und revanchierte sich innerhalb von Sekundenbruchteilen bei Carbonius. Der hielt sich dann auch die andere Backe.

»Autsch! Das war doch nur, damit Ihr zu Sinnen kommt«, sagte er weinerlich. »Der Graf hat einen verletzten Diener, beeilt Euch, es geht um Leben und Tod! Und benachrichtigt den Grafen Falkenfels!«

Carbonius Auftritt verfehlte nicht seine Wirkung. »Wenn es nicht Graf Silberstern ist, gibt es noch einen ganzen Satz mehr davon«, drohte der Ordensbruder, und rannte schnell zur Alarmglocke. Die Glocke ertönte, und Sekunden später war das ganze Kloster in heller Aufregung. Überall irrten aufgeregte

Mönche umher.

Die Aufregung legte sich nicht. Als hätte man in ein Hornissennest gestochen, schwirrten alle umher und trafen allerlei Vorbereitungen. Der Abt hatte dies nicht gewollt, schließlich sollte die Ankunft des Edelmannes ein Geheimnis bleiben.

Während die Mönche sich also in heller Aufregung befanden, wurde Silberstern auf der Burg des Grafen empfangen. Fanfaren posaunten majestätisch und bereiteten ihm einen würdigen Empfang, ganz so, wie es bei Hofe üblich war.

Graf Falkenfels führte Silberstern in seine privaten Gemächer, dicht gefolgt von seinem zehnjährigen Buben. »Seid willkommen, Graf Silberstern! Zu jeder Stunde. Auch, wenn dieser Empfang sicher nicht das ist, was man Euch sonst darbietet.«

Silberstern erwiderte die Begrüßung mit ernster Miene. »Die ganzen Fanfaren können wir getrost beiseite lassen. Es gilt, eher Unangenehmes zu besprechen.«

Der kleine Sohn des Grafen betrachtete den Gast eindringlich.

»Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen, wenn der Junge unseren Gesprächen lauscht. Darf ich vorstellen: Mein Sohn. Amon von Falkenfels «

Der Junge verbeugte sich, wie es die Etikette von ihm verlangte. »Seid gegrüßt. Ich hoffe, es wurde Euch schon Speise und Trank angeboten, Graf Silberstern.«

»Danke, kleiner Mann. Mir ist nicht danach«, gab Silberstern höflich zur Antwort, und verbeugte sich vor dem Knaben. Er richtete seinen Blick wieder auf den Grafen. »Wohl erzogen. Wie es sich für den Sohn eines Kriegsfürsten gehört.«

Das Zimmer verbreitete eine angenehme Atmosphäre. Felle bedeckten die Wand, und Präparate erlegter Tiere blickten auf die Besucher herab. Ein prasselnder Kamin, vor dem eine Couch und mehrere Sessel standen, lud zum Niederlassen ein.

Graf Falkenfels kam ohne Umschweife auf die Umstände von Silberstens Ankunft zu sprechen. »Wir müssen den Mordanschlag aufklären, der auf Euch und Euren Diener verübt wurde! Danach können wir den eigentlichen Grund Eurer Anwesenheit besprechen.«

Silberstern machte es sich auf dem Sessel gemütlich. »Wir wurden schon seit unserer Abreise verfolgt. Es war eine Gruppe von sieben Reitern. Unsere Pferde verendeten auf dem Weg, und meinem Diener hat die Kälte stark zugesetzt. Als ich nach einem Unterschlupf für ihn und mich suchte, und anschließend zum Lager zurückkehrte, fand ich ihn verletzt vor. Zu diesem Zeitpunkt war aber schon keine Spur von den Angreifern mehr zu finden.«

»Sie werden Euch direkt auf den Fersen gewesen sein. Ich werde gleich morgen einen Stoßtrupp entsenden, der nach Euren Verfolgern fahnden soll«, antwortete Graf Falkenfels entschlossen.

Silberstern bedankte sich für die tatkräftige Unterstützung.

»Ich hoffe, Ihr seid mit den Fortschritten Eures Sohnes zufrieden?«, fragte der Burgherr dann neugierig.

»Noch hatte ich keine Gelegenheit, ihn zu besuchen. Ich bin mir aber sicher, dass die Ausbildung in Falkenfels seinen Charakter und seine Fähigkeiten auf das Beste geschult haben werden«, lobte Silberstern.

Als Graf Falkenfels erneut zu einer förmlichen Antwort ansetzen wollte, schaute Silberstern dem Kriegsfürsten plötzlich mit kaltem Blick entgegen.

»Lassen wir die förmlichen Reden. Ein Schlächter mit Euren Qualitäten hat sich das Anrecht darauf verdient, mich bei meinem Vornamen zu nennen: Sakram.« Ein Lächeln umspielte seine Lippen. In der Politik wird oft mit Worten gekämpft, und Silberstern erhoffte sich, eine bestimmte Reaktion des Burgherren zu provozieren. Diese bekam er auch, aber nicht so, wie er es erwartet hatte. Denn der junge Amon, der die ganze Zeit über nur stumm den Reden der Männer gelauscht hatte, meldete sich plötzlich lautstark zu Wort. Seine Stimme zitterte vor zorniger Erregung.

»Mein Vater ist kein Schlächter! Er ist der tapferste Mann, den ich kenne! Der größte Krieger und beste Kämpfer von Falkenfels!«, plärrte der junge Kämpfer.

»Amon. Mäßige dich«, schnitt ihm Graf Falkenfels das Wort ab. Reumütig blickte das Kind seinem Vater und Idol in die Augen.

»Entschuldige, Vater«, sagte er und blickte dann den Mann, den er eben mit seinem unangemessenen Ausbruch so beleidigt hatte, trotzig entgegen. »Entschuldigt, Graf Silberstern, großer Wächter des Schreibtisches!«

»AMON!« Entfuhr es dem Vater zornig. Silberstern lachte lauthals auf. »Lasst ihn. Der Junge belustigt mich. Es ist gut, dass wir ihn bei unserem Gespräch bei uns haben. So jung und erfrischend. Seht, Junge, Euer Vater ist fürwahr ein Krieger«, richtete er das Wort an Amon.

»Das ist er«, antwortete der eingeschnappt.

Silberstern befasste sich jetzt eingehender mit dem Jungen und versuchte, ihm seinen Standpunkt zu erklären. »Die Kunde von den Taten Eures Vaters eilen durch die Lande. Aber vor allem jene Errungenschaften, von denen die meisten nichts wissen, wären für die eine oder andere Gutenachtgeschichte geeignet, nicht wahr, Graf Falkenfels?«

Dabei warf er dem Angesprochenen einen Blick zu, in dem unterschwellige Arglist mitschwang.

Amon war genervt. »Sprecht nicht in Rätseln!«

»Wie kommt ein Krieger zu seinem Ruhm? Er zieht in die Schlacht. Und um aus dieser als Sieger hervorzugehen, muss er über die Feinde triumphieren, auf einem Berg von Leichen die vom Blut beschwerte Standarte in die Lüfte erheben und seine Siege von Hymnen und Schlachtgesängen verkünden lassen«, erklärte Silberstern, und erschütterte mit seinen Reden das Weltbild des Jungen.

»Ihr seid unmöglich. Krieger retten Jungfrauen und besiegen Drachen!«, rief der Junge wütend. Der Vater seufzte.

»Amon. Bitte hole uns etwas Wein, und zwar von meinem Besten«, ermahnte er den Jungen streng. Der gehorchte widerwillig, und verschwand aufgebracht in ein Nebenzimmer.

Jetzt konnte der Graf von Falkenfels seinem Besucher die volle Aufmerksamkeit widmen. »Ihr seid ein Mann voller Geheimnisse, Sakram.«

»Das kann ich so nur zurückgegeben, Siegfried. Es gibt nur

wenige, die so unterhaltsam sind, wie Ihr es seid.«

Graf Siegfried Falkenfels verstand das als eine Bekundung des Respekts, wollte aber einen Punkt klarstellen. »Ich mag für Euch nur ein Schlächter sein. Aber ich verstehe mich auch auf die Schlachten der Politik. Seit Jahren schon fördert Ihr unsere Grafschaft mit Geldern, Materialien und Arbeitern. Anschließend schickt Ihr Euren Sohn zu uns in die Lehre und verschweigt ihm seine Herkunft. Welche Schlacht hofft Ihr also zu gewinnen?«

»Die Förderung vieler Grafschaften dient dem Aufbau der Struktur. Es ist absolut...«, erwiderte Silberstern mit unschuldiger Miene, wurde aber von seinem Gegenüber sogleich harsch unterbrochen.

»Genug! Ich unterbreche Euch nur ungern, aber erspart Euch die Floskeln!«

Silberstern lehnte sich gemütlich zurück. »Angenehm. Wirklich angenehm. Man findet selten einen so offenen und direkten Gesprächspartner wie Euch. Also, dann will ich ehrlich mit Euch sein. Die Silbersternbank plant, schon in naher Zukunft eine Niederlassung hier zu etablieren.«

»Darin sehe ich kein Problem«, erwiderte der Herrscher der Stadt, und blickte sein Gegenüber wissend an.

»Das ist aber noch nicht alles«, fuhr Silberstern fort. »Es wäre natürlich hilfreich, wenn Ihr auch die Silbersternwährung einführen und deren Auflagen akzeptieren würdet.«

»Sakram... Sakram... Ihr könnt es nicht lassen. Ich werde das nicht unterstützen. Und ohne mein Einverständnis wird sich der Stadtrat immer gegen eine solche Entscheidung stellen. Und das wisst ihr genau. Ich sehe also nun, das ist der wahre Grund Eures

Besuches.«

»Ich bekomme immer, was ich will, Siegfried«, sagte Silberstern freundlich.

»Oh, ist das so?«, entgegnete Graf Falkenfels. »Ich fürchte, dann wird es jetzt das erste Mal sein, dass Ihr mit der Erfahrung konfrontiert werdet, Euren Willen einmal nicht durchsetzen zu können.«

Silbersterns Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Seht die Sache doch einmal objektiv. Die Vorteile liegen klar auf der Hand. Die Silbersternbank vergibt großzügige Geschenke, sobald Ihr der Währung beitretet. So großzügig, dass sich der Goldbestand der Grafschaft auf einen Schlag verdoppeln würde. Zudem würde es den Handel erleichtern.«

Der stämmige Krieger wusste um die verführerische Natur des Angebotes. Silberstern hatte Geld. Geld bedeutete Reichtum. Reichtum führte zu Macht. Aber Falkenfels legte darauf keinen Wert.

»Aktuell sind unsere Goldvorräte für unsere Zwecke ausreichend, und unsere eigene Währung ist weit über die Grenzen des Landes hinaus akzeptiert und anerkannt«, antwortete er lächelnd. Ausreichend war eine maßlose Untertreibung. In Wahrheit war Falkenfels so reich, dass man im Überfluss lebte, und das Depot der Falkenfels-Bank war gigantisch. Die geographischen Ausmaße der Grafschaft nahmen sich im Gegensatz zu ihrem Reichtum eher klein aus. Der Raum zur Expansion war dementsprechend limitiert. Es lag also kein Vorteil in der Erhöhung des Goldvorrates, sehr wohl jedoch in der Unabhängigkeit der Währung.

»Ist das Euer letztes Wort, Ihr seht keine Chance?«, hakte Silberstern nach.

»Ihr kennt meine Antwort. Eure Währung wird auf keinen Fall eingeführt. Wir behalten unsere Unabhängigkeit«, bekräftigte der Graf.

Silberstern versuchte schon seit Jahren, seine Währung hier einzuführen. Und er gab nicht auf. »Es ist schon spät. Ich habe in meiner Begeisterung für die Sache ganz die Zeit vergessen. Ich muss wohl auf Euren edlen Tropfen verzichten«, offenbarte er. Genau in diesem Moment ging die Tür auf, und der junge Amon trat ein. »Vater, der Wein«, sagte er und machte Anstalten, die Gläser auf den Tisch zu stellen. »Danke, Amon. Aber unser Gast wünscht, uns bereits zu verlassen. Bitte bringe ihn nach unten«, gab ihm der Vater zu verstehen, und wandte sich dabei wieder seinem Besucher zu. »Entschuldigt, dass ich mich um diese Angelegenheit nicht selbst kümmern kann. Aber andere Pflichten verlangen meine Aufmerksamkeit.«

Silberstern lächelte freundlich. »Euer Sohn wird mich schon sicher bis zur Kutsche bringen können, nicht wahr, kleiner Krieger?«, neckte er den jungen Amon. Dieser zeigte sich davon völlig unbeeindruckt, und blaffte Silberstern in respektlosem Befehlston an. »Folgt mir, Bleistiftfechter!«

In diesem Moment konnte sein Vater ein Lächeln nicht unterdrücken.

Wieder allein im Raum, saß der Graf in seinem Sessel und nippte an seinem Weinglas. Langfristig gesehen, hätte er eine Gesamtwährung eigentlich befürwortet, aber im Moment sah er die politische Lage noch als zu unreif an. Die anderen Grafschaften schienen ihm derzeit noch zu instabil für ein so großes Gemeinschaftsprojekt.

Es gab noch weitere Gründe für sein Zögern. Die Falkenfelswährung, die aus gepressten Münzen bestand, war beinahe völlig fälschungssicher. Das konnte man von den anderen Währungen nicht behaupten. Es gab noch immer viele Fälscher, die zu schnellem Geld kommen wollten. Der wichtigste Grund für seine ablehnende Haltung bestand jedoch darin, dass er Silberstern kritisch gegenüberstand.

Er wurde durch seinen Sohn aus seinen Gedanken gerissen, der in das Zimmer trat. »Vater, er ist unterwegs«, sagte Amon.

»Setze dich, mein Junge«, sagte der Graf zu seinem Sohn, und deutete auf den Stuhl. Amon gehorchte.

»Lass dich niemals provozieren. Ein wahrer Krieger blickt dem Feind gelassen ins Gesicht«, belehrte er seinen Sohn. Der junge Amon schien nachdenklich. Und das, was ihn beschäftigte, behielt er nicht für sich. »Vater, hast du wirklich viele Menschen umgebracht?«, fragte er mit verwirrtem Gesichtsausdruck.

Die Antwort des Vaters war ehrlich. »Mehr als ich musste«, flüsterte er reumütig, als wäre ihm diese Wahrheit selbst zuwider.

Aber Amon wollte es genau wissen. »Wie viele musstest du denn töten?«

Graf Falkenfels wollte ein guter Vater sein, er wollte seinen Sohn hin zu Idealen und Werten erziehen. »Viele. Zu viele. Es wird Zeit, dass du ins Bett gehst. Wenn du älter bist, können wir intensiver über dieses Kapitel sprechen«, versprach er Amon. Bevor Amon sich aber in sein Zimmer aufmachen konnte, musste er noch die Frage loswerden, die auf seiner Seele lastete.

»Ist Silberstern unser Feind?«

Der Graf war keineswegs überrascht oder verwundert darüber, dass der Sohn diese Frage stellte, obwohl man Silbersten hier ja als einen ehrenwerten Gast empfangen hatte. Es hatte in der ganzen Zeit, in der er sich hier aufgehalten hatte, eine seltsame Stimmung in der Luft gelegen. »In der Politik lassen sich Freund und Feind leider nicht so leicht unterscheiden, wie auf dem Schlachtfeld. Er verfolgt eigene Interessen, die seinen persönlichen Zielen dienen. Ob das auch für uns förderlich ist, kann man nicht unbedingt auf den ersten Blick erkennen. Für das Volk jedenfalls ist er ein Held, so etwas wie ein strahlender Ritter voller Licht.«

»Ich mag ihn nicht. Irgendetwas stört mich an ihm«, sagte Amon unverdrossen ehrlich.

Der Graf lächelte. »Amon, selbst ein Ritter voller Licht wirft Schatten. Es sind seine Augen, Sohn. Es sind nicht die Augen einer Person, die nur hinter ihrem Schreibtisch sitzt. Das macht diesen Mann unberechenbar und gefährlich.«

Amon verstand das nicht. »Warum, Vater?«

Graf Falkenfels schaute seinen Sohn jetzt sehr eindringlich an. Es war ihm wichtig, dass der Junge verstand, was er ihm zu sagen hatte. »Weil ich Tausenden in die Augen geblickt habe. Und die Facetten des menschlichen Augenblicks kenne. Ich habe mich seinem Willen verweigert, und das wird ihn zum Handeln zwingen. Hüte dich vor ihm, Sohn. Er wird handeln. Und nicht unbedingt in unserem Interesse.«



Der Architekt Brönus schritt durch das riesige Archiv. Dieser Ort war für ihn nicht nur ein Refugium, in dem er Ruhe finden konnte, sondern auch Beleg für die schöpferische Kraft, die er in Falkenfels entfaltete. Er war alt, sehr alt, und hatte maßgeblich dabei mitgeholfen, die kleine Stadt in ihrer jetzigen Form stilistisch zu prägen.

Aber heute verfehlte das Archiv die beruhigende Wirkung, die es sonst auf ihn ausübte. Irgendetwas erschien ihm heute merkwürdig. Ihm war, als höre er ein Pferd laut schnauben. Und das hier, in den Hallen des Archivs! Seine Sinne mussten ihm einen Streich spielen. Die Mauern waren viel zu dick, als dass die Geräusche der Pferde auf der Straße von außen hier eindringen konnten.

Er lauschte konzentriert. Doch, er täuschte sich nicht, jetzt hörte er sogar ganz deutlich den Klang von Hufen auf dem steinernen Boden! Im Archiv! Wie war das möglich?

Die Luft roch seltsam. Ein Hauch von Schwefel lag darin, und die riesigen Regale mit all den darin angesammelten Plänen und Dokumenten erschienen ihm auf einmal wie Soldaten, die in Reih und Glied darauf warteten, gegen einen unsichtbaren Gegner in die Schlacht zu ziehen. Angespannt lief der alte Mann durch die Korridore. Die Haare in seinem Nacken sträubten sich, ein kalter Schauer durchlief ihn. Er atmete schwer. Die Luft wurde immer brennender und heißer.

Ein Feuer! Am Ende des Korridors erblickte er die Alarmglocke. Hastig eilte er auf sie zu. Getrieben von einem unheimlichen Gefühl, rannte er schneller, als man es seinem alten Körper noch zugetraut hätte. Seit seinen Jugendjahren, die ihm jetzt so unendlich fern zurückzuliegen schienen, war er nicht mehr so gelaufen. Doch es half nichts. Kurz, bevor er die Glocke erreichte, bremste er abrupt ab. Seine Gesichtszüge spiegelten den Ausdruck ungläubigen Entsetzens wider.

Zwischen ihm und der Glocke bäumte sich plötzlich ein riesiges Pferd auf den Hinterläufen auf. Aus seinen Nüstern schnaubte es die apokalyptischen Feuer der Hölle. Die Hufe des Tieres loderten in lichten Flammen. Es war schwarz wie die Nacht, nur die Augen leuchteten in bedrohlichem Rot.

Der Alte wich voller Grauen zurück, versuchte davonzulaufen, achtete dabei nicht mehr auf seine Schritte, stolperte und überschlug sich polternd auf dem harten Steinboden. Ein furchtbares Krachen durchzuckte seinen alten Körper. Er hatte sich ein Bein gebrochen. Der Schock und das Adrenalin, das durch seine Adern schoss, ließen ihm aber keine Zeit für Schmerz. In Panik blickte er um sich. Rings umher loderte der Brand immer heftiger. Es gab kein Entkommen mehr, und der einzige Fluchtweg wurde durch das teuflisch brennende Ross versperrt. Das Pferd bäumte sich erneut bedrohlich auf, fixierte Brönus mit seinen höllischen Augen, und galoppierte dann geradewegs auf den Mann zu, der, vom Schrecken völlig gelähmt, bewegungslos und in blankem Entsetzen verharrte. Nur Sekunden später würde er sich nicht mehr rühren können. Nie wieder.



Kapitel 5: Nachts im Kloster

Zwei Gestalten schlichen sich nachts durch das Kloster, darauf bedacht, von keiner Wache erblickt zu werden. Der fast volle Mond und ein klarer Sternenhimmel verbreiteten in dieser Nacht ausreichend Licht, um auch ohne Fackel den Weg erkennen zu können.

Samantha fror, aber es war nicht die Kälte, die sie bis ins Mark erschauern ließ.

»Romeo, schau dir das an! Dort!« Sie deutete auf den Schnee, der den Boden bedeckte. Mehrere Kröten hüpften quakend über den weißen Untergrund. Und es war Winter. Auch, wenn der Frühling bald kommen würde, war es doch noch immer deutlich zu früh für die Amphibien. Die Kälte musste tödliche Folgen für sie haben. Es war aber nicht nur ein einzelnes Tier. Eine ganze Schar bewegte sich auf die beiden zu, so, als suchten sie Schutz, weil ihre Erdhöhlen nicht mehr sicher waren.

Romeo fand das ganze witzig. »Schau mal, sie springen direkt auf dich zu. Vielleicht solltest du einen küssen. Bei so vielen Fröschen ist die Chance groß, dass einer sich in einen Prinzen verwandelt.«

»Lieber küsse ich diese Frösche als dich! Von mir aus auch die ganze Froschpopulation! Aber wir sollten uns jetzt beeilen«, sagte sie leise. »Es erhöht nur die Wahrscheinlichkeit, dass wir erwischt werden, wenn wir hier noch länger herumstehen.«

Also eilten sie weiter. Samantha blickte noch einmal bange zu

den Kröten zurück. Seltsam. Äußerst seltsam.

Samantha und Romeo versuchten, das Schlafzimmer von Graf Silberstern zu finden. Dieses Anliegen hatte sie in die Nacht hinausgetrieben. Sie hinterließen deutliche Fußspuren im Schnee. Aber die beiden hatten bereits so viele Streiche ausgeheckt, dass sie klug genug gewesen waren, über ihre Fußbekleidung ein zweites Paar Schuhe zu streifen, um so eine Identifikation ihrer Fußstapfen zu verhindern. Der junge Mann konnte es kaum erwarten, seinen Vater zu sehen, und war viel zu ungeduldig, um auf das offizielle Treffen warten. Samantha blickte seit einiger Zeit immer öfter zu Romeo hinüber. Ihr alter Freund bedeutete ihr viel. Wie viel, das wurde ihr erst jetzt allmählich bewusst, da sie erkannte, dass sich ihre Wege für immer trennen könnten. Oder war es der Umstand, dass sie jetzt zur Frau reifte? Könnte es sein, dass sie Gefühle für Romeo entwickelte? Sie verwarf diesen Gedanken aber sogleich wieder.

»Das war es dann wohl für dich in Falkenfels. Du wirst jetzt reich. Heiratest eine Prinzessin. Und ich muss dir vermutlich sogar noch dienen...«, witzelte sie.

»Wer würde dich schon nehmen?«, gab er leise zurück.

Das konnte Samantha nicht auf sich sitzen lassen. »Ich frage mich eher, ob ich dich nehmen würde, wenn ich die Wahl hätte «

»In deinem tiefsten Innersten begehrst du mich mehr, als dir lieb ist«, gab Romeo säuselnd zurück.

»Natürlich. Du hast mir so viel Gutes getan. Ich weiß gar nicht mehr, wie oft ich schon im Arrest saß, weil ich für deine Ausbruchsversuche gerade gestanden habe. Und alles nur, weil du wieder mal ein Mädchen beglücken wolltest«, keifte Samantha herablassend.

Romeo konnte das Spotten nicht lassen. »Ist nur förderlich für unsere Ausbildung gewesen.« Er lächelte ihr zu. »Gib mir das Seil. Hoffentlich ist es diesmal reißfest. Ich habe keine Lust, schon wieder im Misthaufen zu landen.«

Samantha kam diese peinliche Geschichte sofort wieder bildlich in den Sinn. Ihre Mundwinkel verzogen sich, sie war kurz davor, in lautes Gelächter auszubrechen.

»Warum denn nicht? Du hast danach so unglaublich betörend gerochen. Ich bin mir sicher, danach hätte dir jede Kakerlake einen Heiratsantrag gemacht«, rief sie etwas zu laut zurück.

»Psssst! Wir sollten etwas leiser sein. Wir dürfen uns nicht erwischen lassen. Oder hast du Lust, wieder den Speisesaal zu schrubben?«, flüsterte Romeo ihr zu.

»Auf was lasse ich mich da nur wieder ein? Warum? Warum, Samantha?«, erwiderte sie wie zu sich selbst, und bibberte vor Kälte.

»Es ist deine Liebe zu mir, was denn sonst?«, sagte Romeo überzeugt und setzte dabei sein schönstes Grinsegesicht auf.

Just in diesem Moment heulten einige Wölfe. Ein Schauder lief über Samanthas Rücken. Sie fühlte sich unwohl. »Da vergisst man schnell, wie verdammt kalt es ist.«

Die beiden stapften weiter durch den Schnee. Der Nachthimmel war klar, die Luft kalt. Man konnte Romeos Ungeduld förmlich spüren.

»Dein Vater befindet sich wahrscheinlich im Ostflügel«, vermutete Samantha.

»Bist du dir da sicher? Die Gäste werden doch für gewöhnlich im Westflügel untergebracht.«, bemerkte Romeo irritiert.

»Du vergisst oft, wer dein Vater ist. Ich bin mir recht sicher, dass eine so bedeutende Persönlichkeit wie er in der Königssuite residiert. Zumindest brennt jetzt dort eine Kerze am Fenster«, raunte sie und schaute dabei zu dem riesigen Turm hinüber, der unweit von ihnen in den Himmel ragte.

Romeo sah gequält nach oben. »Das wird nicht einfach. Die Zimmer der Mädchen sind ja schon schwer zugänglich... aber die Königssuite!«

Samantha gab ihm einen sportlichen Rat. »Sieh es als deine praktische Abschlussprüfung an. Dann kannst du später vielleicht auch mal eine Prinzessin beglücken!«

Das löste in Romeo wilde Fantasien aus. »Wahnsinn. Du bringst mich auf Ideen«, sagte er und schwelgte in Tagträumen. »Am besten klettern wir über das Dach.« Romeo machte schon Anstalten, den Greifhaken, den er mitgebracht hatte, nach oben zu werfen, als seine Begleiterin ihn jäh dabei unterbrach.

»Romeo!«, zischte Samantha.

Dieser deutete die Warnung falsch. »Ich weiß schon. Ich bin derjenige, der die Drecksarbeit machen darf«, lamentierte er. Plötzlich wurde er an der Schulter gepackt. Samantha zeigte mit ihrem Finger auf ein Dach. »Nein. Verdammt. Wir sind anscheinend nicht die einzigen, die in die Königssuite möchten. Sieh doch, dort auf dem Dach, eine geduckte, buckelige Gestalt!«

Romeo war sogleich besorgt um seinen Vater. »Den schnappen wir uns!« Kaum hatte Romeo das von sich gegeben, waren die beiden wie eine Einheit.

»Am besten wir nehmen zwei getrennte Wege, so können wir ihn abfangen. Du gehst über das Dach«, befahl Samantha. Romeo schmunzelte. Er wusste, dass Sam Höhenangst hatte. Aber jetzt blieb keine Zeit für Scherze. »In Ordnung. Ist mir lieber, als mich durch die engen Fenster im Keller zu quetschen. Denk daran, ein paar Fackeln mitzunehmen! Sonst stehst du im Dunkeln da!«

Dann trennten sich die Wege der beiden. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Jeder war bereit, seinen Kopf für den anderen hinzuhalten.

»Magier müsste man sein. Die können sich die ganze Kletterei ersparen«, stöhnte Romeo, während er unter großer Anstrengung die Mauer nach oben kletterte. Er war relativ geübt im Umgang mit dem Wurfhaken und hatte bald das Fenster erreicht, das zum Zimmer seines Vaters führte. Er dachte nicht darüber nach, dass er ungesichert in die Tiefe stürzen konnte. Vermutlich war er bereits fünfzehn Meter nach oben geklettert. Nur noch einige wenige Klimmzüge trennten ihn vom Sims des Fensters. Er blickte sich um, doch die bucklige Gestalt war nirgends zu entdecken; er war allein. Erschöpft erreichte er die breite Fensterbank und kauerte sich darauf, um zu verschnaufen. Er konnte es jetzt kaum mehr erwarten. Dann seufzte er tief. »Toll, Romeo Silberstern. Du hast wieder mal Glück. Das verdammte Fenster ist zu!«, sagte er zu sich selbst. Dann nahm er sich ein Herz, und klopfte gegen die Scheibe. Die Kerze am Fenster brannte hell, sein Vater musste also noch wach sein. Irgendwie war im plötzlich mulmig zumute. Wie würde sein Vater reagieren, wenn sein Sohn plötzlich mitten in der Nacht auf dem Fensterbrett saß? Was sollte er sagen? Er versuchte, sich das ganze bildlich vorzustellen. »Hallo, ich bin dein Sohn. Ich konnte nicht einmal bis zum nächsten Morgen warten, dich zu sehen!«, sinnierte er. Das Ganze war ihm plötzlich peinlich. Für einige Augenblicke war er so in seine Gedanken vertieft, dass ihm erst verspätet auffiel, dass niemand auf sein Klopfen reagiert hatte. Ein Blick hinter die Scheibe offenbarte den Grund. Es befand sich niemand in dem Zimmer. Aber man konnte deutlich erkennen, dass hier vor kurzem jemand eingezogen war. Einige Kleider lagen verstreut herum, frische Getränke, von denen offenbar noch niemand gekostet hatte, standen auf dem Tisch.

»Wenn er nicht in seinem Zimmer ist, wo ist er dann?«

Mit dieser Frage im Kopf begann Romeo seinen Abstieg. Er galt jetzt, Samantha zu helfen.

Samantha murrte verärgert. »Wäre ich doch lieber über das Dach geklettert. Meine ganze Robe ist schon wieder von oben bis unten dreckig. Wenn mich der Aufseher damit erwischt, darf ich mir wieder eine Predigt anhören.«

Es war ihr ein Leichtes, in das Gebäude zu schleichen. Sie zwang sich durch das dreckige Kellerfenster, und verschaffte sich so Zutritt ins Innere. Von hier aus wollte sie über die Weinkeller in die oberen Gemächer gelangen, von denen aus sie leicht das Dach erreichen konnte. Samantha schlich einen Gang entlang. Die Fackel in ihren Händen loderte und warf flackernde Schatten auf die Wände. Ihr war ein bisschen mulmig, aber sie war ein mutiges Mädchen.

Ständig hörte sie kratzende Geräusche und leises Rascheln im Dunkeln. Ratten. Sie hatte keine Angst vor Ratten. Doch das konstante Kratzen auf dem Boden schabte allmählich an ihren Nerven. Der kleine Lichtkegel, den die Fackel warf, barg zudem die Gefahr, dass sie jederzeit von einer Wache entdeckt werden konnte. Angespannt folgte sie weiter dem Verlauf des langen Ganges.

Plötzlich blieb sie stehen und traute ihren Augen nicht. In einer ihr wohlbekannten Mauer befand sich auf einmal ein Loch. Ein Geheimgang!

»Ob der Unbekannte hier eingedrungen ist?«

Sollte sie zuerst Romeo suchen, bevor sie etwas unternahm? Nein. Er würde sich nur über sie lustig machen, sie ein Hasenfüßchen nennen. Sie wollte ihm beweisen, dass sie keine Angst hatte. Vielleicht auch sich selbst. Es spielte keine Rolle.

Also schritt sie allein in den geheimen Gang hinein, begleitet von dem immer gleichen Gedanken: »Hoffentlich ist das kein schlechtes Omen.«

Samantha konnte kaum fassen, was sie hinter der Wandöffnung entdeckte. Eine riesige Wendeltreppe führte in die Tiefe. Sie erinnerte an einen Schacht, den man weit ins Erdinnere getrieben hatte. Beherzt schritt sie die Stufen hinab. Überall hingen Spinnweben, die Luft wurde mit jedem Schritt nach unten modriger und unangenehmer. Am Fuße der Treppe weitete sich der Raum plötzlich, und sie stand vor einer riesigen Halle, von der aus mehrere Wege noch tiefer nach unten zu führen schienen. Große Teile der Halle blieben in Schwärze und Dunkelheit gehüllt, die Reichweite der kleinen Fackel war zu gering.

Samanthas Hand zitterte. Eine so riesige Halle befand sich unter dem Kloster? Die Ausmaße dieser Anlage legten die Vermutung nahe, dass sich das Gewölbe wohl durch ganz Falkenfels ziehen musste. In den verworrenen Gängen konnte man hunderte von Türen sehen, die wer weiß wohin führen mochten. In ihrer Nähe entdeckte Samantha eine Tür, die nicht geschlossen, sondern nur angelehnt in ihren Angeln hing. War derjenige, der den Geheimgang geöffnet hatte, etwa vor kurzem durch diese Tür gegangen? Samantha dachte darüber nach, ob es noch einen anderen Weg hinauf zum Dach geben mochte.

Plötzlich erfüllte das Klappern von Hufschlägen den Raum, und hallte zwischen den riesigen Wänden umher. Ein lautes Schnauben. Ein Pferd?

Samantha zuckte erschrocken zusammen. Es war unmöglich, dass sich hier unten ein Pferd befand!

In der Finsternis glühten zwei rote Punkte auf. Sie versuchte, ruhig zu bleiben, und sah jetzt, wie in einem weit entlegenen Winkel der Halle ein Fackelschein aufflackerte. Das Wiehern und Schnauben klang immer bedrohlicher. Panik erfasste Samantha. Sie drehte sich blitzartig um und spurtete in Richtung der Tür, über die sie eben noch nachgedacht hatte. Sie rannte, als würde es um ihr Leben gehen. Hinter ihr der galoppierende Klang eines Pferdes, verzerrt und unnatürlich. In ihrem atemlosen Lauf erfasste Samantha noch ein riesiges Pentagramm, das auf dem Boden aufgezeichnet war. Keuchend erreichte sie die Tür, rannte hindurch und schlug das mit Eisen beschlagene Türblatt heftig hinter sich zu.

Sie atmete schwer, ein Ziehen in den Seiten peinigte sie.

Seitenstechen. Bange presste sie sich mit dem Rücken gegen die Tür, und erwartete jetzt jeden Moment ein schweres Schmettern gegen das Holz. Aber es passierte nichts.

Ihr Atem beruhigte sich allmählich. Das Ganze musste ein Hirngespinst sein. Sie fasste sich. Samantha war die beste Schülerin des Ordens, eine Wissenschaftlerin, eine wissbegierige Forscherin. Es musste eine rationale Erklärung für diesen Spuk geben. Ein Streich vielleicht? Zunächst zögerte sie, die Türe noch einmal zu öffnen. Aber dann überwog die Neugierde und die junge Frau zog entschlossen am Türgriff.

Nichts. Es war nichts dahinter.

Eine kurze Weile schaute sie noch interessiert auf das Pentagramm am Boden, und studierte es eingehend.

»Da ist wohl die Phantasie mit mir durchgegangen«, sagte sie erleichtert zu sich selbst.

Dann entschloss sich Samantha, den Gang hinter der Türe weiter zu erforschen. Er führte in eine riesige unterirdische Kammer. Hunderte von Regalen, prall gefüllt mit literarischen Werken, ragten so hoch in das Gewölbe hinein, als würden sie die Decke stützen. Samantha war völlig verblüfft. Eine geheime Bücherei! Vorsichtig bewegte sie sich durch die riesige Anlage. Sie fürchtete sich davor, den oder diejenige zu treffen, die den Geheimgang geöffnet hatte. Interessiert und voller Neugierde ging sie zu einem der Regale und studierte die Bücherrücken. »Vom Beleben der Toten, Das Standardwerk der Nekromantie. Die Innereien des Menschen, Volumen 1«, las Samantha und es wurde ihr heiß. »Puh. Wenn die rauskriegen, dass ich hier war, gibt es vermutlich mehr als nur einen Satz heißer Ohren. Raus

hier. Schnell«, spornte sie sich entschlossen an. Das hier waren alles verbotene Werke. Sie rannte so schnell sie konnte zu einer Tür, die wohl ein Ausgang aus der Bücherei sein mochte. Leise öffnete sie und stürmte in den Raum, der sich dahinter befand.

Plötzlich erschrak sie heftig, die Fackel fiel auf den Boden und erlosch sofort. Direkt vor ihr stand Romeo. »Wuauaahahhahah! VERDAMMT. Jetzt ist die Fackel aus! Warum zur Hölle bist du hier? Ich dachte, du wolltest über das Dach!«, fuhr sie ihn an.

Es kam keine Antwort. Also redete sie weiter, um sich selbst zu beruhigen. »Romeo, erschrecke mich nicht so. Jetzt sitzen wir im Dunkeln«, seufzte sie auf. Als immer noch keine Reaktion erfolgte, wurde sie stutzig. »Romeo?«, fragte sie unsicher. Als aber kein Ton über dessen Lippen kam, wurde sie wütend. »Wenn du das witzig findest, ich tu's nicht! Wir müssen hier verschwinden! Das Kloster hortet hier eine ganze Menge verbotener Bücher. Das gibt Ärger, wenn man uns hier findet! Jetzt mach endlich den Schnabel auf!«, plärrte sie.

Kein Laut. Unsicherheit überkam sie. »Romeo? Bist du da? Hör mit dem Mist auf! Wenn ich jetzt die Fackel wieder anbekommen habe, setzt es was! Das ist nicht mehr witzig!«

Mit wachsender Verzweiflung holte sie die Zundersteine aus ihrer Tasche und schlug sie gegeneinander.

Solche üblen Scherze würde Romeo nicht machen. Irgendetwas war hier faul. Einige Sekunden später glomm die Fackel wieder auf. »Werde ich jetzt verrückt? Niemand da«, sagte Samantha zu sich selbst, und schaute sich angestrengt und mit zusammengekniffenen Augen im Raum um. Der Lichtkreis der Fackel erhellte nicht alle Winkel. Aber sie konnte erkennen, dass



es sich hier um ein Labor handelte.

In der Mitte des Raumes lag ein toter Körper. Vollkommen blass und blutleer lag er dort aufgebahrt. Aus allen seinen Venen ragten kleine Schläuche, durch die eine rote Flüssigkeit sprudelte. Es sah so aus, als würden diese Schläuche dem Körper das Leben aussaugen. Das Gesicht der Leiche kam Samantha bekannt vor.

Die Erkenntnis traf sie schnell und hart. Wie gelähmt von dem Schock starrte sie auf das Gesicht. Erst vor kurzem hatte sie diese Gestalt in ihren Träumen erblickt. Es war der Diener Silbersterns!

Sie hörte ein Geräusch hinter sich. Geschwind drehte sie sich um. Aber sie konnte niemanden erkennen. Furcht stieg in ihr hoch.

»Egal, wer du bist, ich verbrenne dir dein Gesicht, wenn du mich nicht in Ruhe lässt!«, drohte sie und fuchtelte aufgeregt mit der lodernden Fackel herum. Der Fackelschein wurde schwächer und schwächer, als würde sich eine unsichtbare Hand darüber legen, dann erlosch sie. Das war alles zu viel. Selbst der mutigste Mann würde jetzt die Flucht ergreifen. Im Dunkeln stürzte Samantha blindlings in irgendeine Richtung, in der sie eine Tür vermutete, donnerte Augenblicke später gegen die Wand, wurde zurückgeschmettert und landete purzelnd auf den Boden. Sie wusste nicht, ob sie das Bewusstsein verloren hatte.

Als sie die Augen wieder öffnete, war es immer noch dunkel. Samantha, noch immer ganz benommen, hörte das Knarren einer Tür. Aber es war niemand zu erkennen. Die Fackel, die eben noch erloschen neben ihr auf dem Boden gelegen hatte, fing plötzlich wie von Geisterhand entzündet wieder Feuer. »Verdammt, was geht hier vor? Der Leichnam ist weg«, erkannte sie jetzt.

Voller Panik rappelte sie sich hoch, und eilte zur offenen Tür hinaus. Ein schräg ansteigender Gang dahinter führte zu einer weiteren Tür, die sich laut quietschend öffnen ließ. Zu Samanthas Erstaunen stellte sich heraus, dass es sich um keine normale Tür handelte. An der Rückseite des Türblattes befand sich ein großer Wandspiegel. Sie erkannte das edel verzierte Stück sofort. Sie befand sich wieder im Ostflügel! Samantha rannte keuchend eine Treppe nach oben, um weiter nach Romeo zu suchen. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als dieser plötzlich mitten im Gang vor ihr stand! Samantha stieß einen erschrockenen Schrei aus.

»Bist du verrückt?«, zischte Romeo. »Du weckst ja alle!«

Samantha schaute ihn ungläubig an und kniff ihn leicht in die Backe. »Bist du es wirklich?«, fragte sie mit weit aufgerissenen Augen.

Romeo verbarg seinen Spott nicht. »Du hast im Keller nicht zufällig an etwas Wein genippt?«

Aufgelöst versuchte Samantha, ihre Erlebnisse zu schildern. »Nein. Es war...«, begann sie, wurde aber umgehend von ihm unterbrochen.

»Ist mir egal, was es war! Du siehst aus, als wärst du gegen eine Wand gelaufen! Dein Geschrei hat das ganze Haus aufgeweckt. Los jetzt, wir müssen verschwinden! Du kannst mir später erzählen, was passiert ist. Durch den Keller«, erklärte Romeo schnell, schnappte Sam am Arm und zog das Mädchen hinter sich her.

»Nein. Nicht durch den Keller!«, fuhr sie ihn an.

»Wie sollen wir sonst fliehen?«, gab er rasch zu bedenken.

»Nur nicht durch den Keller!«, bettelte Samantha. Romeo sah den entsetzten Ausdruck in den Augen seiner Freundin, und konnte ihr den Wunsch nicht abschlagen.

Unterdessen wurden im Kloster immer mehr Türen geöffnet, überall waren Schritte zu hören. Von einer Etage unter ihnen her ertönte eine laute Stimme. »Was ist das hier für ein Aufruhr?«, hallte das dunkle Organ eines Mönches durch die Gänge. Nervös lugte Romeo in die Gänge. »Das darf nicht wahr sein! Schnell! In das Zimmer meines Vaters!«

»Ich bin gespannt, was dein Vater dazu sagen wird, wenn wir da jetzt auftauchen«, warf Samantha ein, während sie beide den Gang entlang hasteten.

»Nichts wird er sagen. Er ist nicht in seinem Zimmer.«

Sie rannten immer weiter und blieben erst stehen, als sie die Tür erreicht hatten, die zu Silbersterns Quartier führte. Romeo holte seinen Dietrich heraus und machte sich am Schloss zu schaffen.

»Hast du den Kerl auf dem Dach gefunden?«, fragte Samantha.

Romeo winkte ab. »Psst. Später. Die Tür ist auf. Los, rein! Mach die Kerze schnell aus. Und schließe die Tür ab.« Noch bevor die Tür verschlossen war, hörten sie, wie mehrere Mönche in den Gang rannten. »Natürlich. Man wird sich Sorgen um Graf Silberstern machen«, dachte Romeo.

»Es gibt hier keinen Platz zum Verstecken«, merkte Samantha verzweifelt an.

» Verzieh du dich hinter den Vorhang. Ich springe ins Bett und

ziehe mir ein Nachtmantel über!«, keuchte Romeo. Kaum hatte er sich einen Mantel mit Kapuze überzogen, den er schnell vom Boden aufgeklaubt hatte, da klopfte es auch schon heftig. »Graf Silberstern, bitte öffnet die Tür!«

Romeo reagierte nicht. Vielleicht würden sie einfach wieder abziehen, wenn er sich ruhig verhielt. Es klopfte erneut. »Graf Silberstern? Graf Silberstern? Seid Ihr in eurem Zimmer?«, fragte der Mönch. Er hatte Verdacht geschöpft, und hämmerte jetzt heftiger gegen die Tür. »Entschuldigt, dass wir Euch den Schlaf rauben, aber wir haben Grund zu der Annahme, dass sich ein Eindringling in Euren Gemächern versteckt hält!«

»Verdammt. Das war es dann wohl. Das gibt mehr als nur Ärger«, sagte Samantha bibbernd.

»Am besten, ich mache die Tür auf und erkläre ihnen, dass ich nur meinen Vater besuchen wollte. Halte dich verborgen! Das bade ich jetzt allein aus«, seufzte Romeo, stand aus dem Bett auf und ging zur Tür.

»Danke«, hauchte Samantha hinter dem Vorhang.

Romeo ging locker und gemütlich zur Tür. So gemütlich, wie man eben zu seiner eigenen Beerdigung gehen konnte. Was würde wohl passieren? Eine Schelte? Oder vielleicht eine unehrenhafte Entlassung? Andererseits war er der Sohn Silbersterns, also was sollte schon groß passieren?

Romeo zog sich die Kapuze so weit wie möglich ins Gesicht und öffnete die Tür einen Spalt. »Entschuldigt, Bruder...«

Der Mönch reagierte peinlich berührt. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Graf Silberstern. Ich wollte Euch nicht um Euren Schlaf bringen.«

Romeo war absolut verdutzt. Der Mönch hielt ihn für Graf Silberstern! Er wusste kaum, was er sagen sollte. »Ähm. Ja... Es ist wirklich schon spät«, stammelte er hervor und versuchte angestrengt, dabei nicht in Gelächter auszubrechen.

Der Mönch versuchte, seinen späten Besuch zu verteidigen. »Entschuldigt die Störung. Ein Eindringling befindet sich im Ostflügel. Wir werden vor Eurer Tür zwei Wachen postieren. Er befindet sich nicht zufällig in Eurem Zimmer?«, fragte er und versuchte, dabei einen Blick in den Raum zu werfen.

Romeo gab sich alle Mühe, wie ein Silberstern zu klingen. Das war er ja eigentlich auch, er war nur nicht sein Vater. »Das hätte ich wohl bemerkt!«, sagte er in gespielt gereiztem Ton.

Der Ordensbruder zuckte zusammen. Diese Schelte verfehlte nicht ihre Wirkung. »Sicher. Entschuldigt!«

»Es ist schon in Ordnung. Ihr tut ja nur Eure Pflicht Nur lasst mich jetzt schlafen«, forderte Romeo höflich, und machte dem Mönch die Tür vor der Nase zu. »Selbstverständlich, Graf Silberstern. Eine gute Nachtruhe wünsche ich...«, stammelte dieser. Aber die Tür war schon längst geschlossen.

Das war das Letzte, was Romeo erwartet hatte. »Das darf nicht wahr sein«, sagte er kichernd, während Samantha vorsichtig hinter dem Vorhang hervor lugte.

»Psst...was ist gerade passiert?«, fragte sie, immer noch bange, dass man ihren Einbruch bemerken könnte.

»Er hat gedacht, ich wäre mein Vater«, sagte Romeo.

»Wir müssen jetzt verschwinden. Mir schwant Schlimmes. Sie werden erst im Haus weitersuchen. Wir haben also noch genug Zeit, über das Dach zu verschwinden«, erwiderte Samantha besorgt.

Sie hatten keine Zeit für weitere Diskussionen. In aller Eile befestigten sie den Greifhaken sorgfältig am Fensterbrett, und kletterten hinaus. Romeo ging voran. Im Notfall konnte er so einen Sturz Samanthas mit seinem Körper abfangen. Er wusste, dass sie Höhenangst hatte, und machte sich Sorgen um sie. Auf halber Strecke nach unten war Samantha bereits erschöpft.

»Manchmal wünschte ich mir, wir hätten Capes, die unsichtbar machen oder ähnliches«, knurrte sie.

»Spinne nicht herum. So etwas kannst du vielleicht in der Akademie der Magischen Künste finden. Und du weißt, was bei unserem letzten nächtlichen Besuch dort los war. Darauf kann ich gerne verzichten«, erwiderte Romeo bockig. In diesem Moment berührten seine Füße den Boden.

Er half Samantha, nahm sie in seine starken Arme. Romeo drückte sie an sich. Er war so angenehm warm, sein Duft so betörend. Die düsteren Bilder verschwanden. Aber es gefiel ihr nur im ersten Moment. Dann keimte der Gedanke in ihr auf, wie oft er das mit anderen Mädchen schon gemacht haben musste. Sie wollte kein Spielzeug sein, und wies ihn von sich. »Ich kann das alleine«, sagte sie bissiger, als sie es eigentlich wollte. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, eilten beide unbemerkt in Romeos Zimmer. Als die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel, atmeten sie gleichzeitig erleichtert auf. Ohne weitere Umschweife kam Romeo zur Sache. »Wir haben es geschafft. Hier dürften wir sicher sein. Du bist manchmal schon ein richtiger Angsthase! Aber was zur Hölle war mit dem Keller? Hast du einen Geist gesehen?«, fragte

er besorgt.

»Mir ist schwindelig«, entgegnete Samantha und setzte sich auf das Bett.

»In meiner Anwesenheit schwinden jedem die Sinne«, scherzte Romeo auf seine chauvinistische Art. Gereizt fuhr ihm Samantha ins Wort. »Jetzt ist nicht die Zeit für deine dummen Sprüche!«

Die Stirn des jungen Mannes legte sich in Falten. »Beruhige dich. So habe ich dich ja selten erlebt«, sagte er beschwichtigend. »Was ist los?«

Samantha atmete tief durch. Sie würde ihm nicht von dem Pferd erzählen, denn das war ja vermutlich nur Einbildung gewesen.

»Verbotene Bücher. Dann du. Aber irgendwie auch nicht, irgendetwas passt da nicht... und dann diese Leiche, die von dem Mann aus meinen Träumen!«, erzählte sie beunruhigt und etwas zusammenhangslos. »Irgendetwas stimmt da nicht. Ich sage dir... da ist irgendetwas... ich werde noch wahnsinnig«, beendete sie den Satz und vergrub ihr Gesicht in den Händen.

Mitleid und Sorge erfassten Romeo. »Ich habe dich selten so aufgeregt gesehen. Da muss man etwas machen. Warte mal.«

Er ging zu seinem Schrank, öffnete ihn und holte aus einer versteckten Ecke darin eine Flasche hervor. Mit verschmitztem Blick hielt er sie in die Höhe. Es war nicht schwer zu erkennen, dass der Besitz einer solchen Flasche, und vor allem der Besitz ihres Inhalts, für Auszubildende verboten war. Es handelte sich um einen hochprozentigen Whiskey, einen von der Sorte, die einen ganzen Mann umhauen konnte.

»Hol dir ein Glas. Das ist mein bester Tropfen!«, sagte Romeo

voller Stolz.

»Ich brauch kein Glas. Gib mir das ganze Ding«, antwortete sie schnippisch und riss ihm die Flasche aus der Hand. Samantha öffnete die Flasche, zögerte kurz, und nahm einen kräftigen Schluck. Sie mochte keinen Alkohol. Der war schädlich, und man konnte an den Ordensbrüdern oft sehen, zu welchen Problemen er führte. Bruder Carbonius zum Beispiel hatte viele Probleme, die sie nicht unbedingt teilen wollte. In diesem Moment aber war ihr alles egal. Erst diese Träume, dann noch diese Frauensache, und zu allem Überfluss begann sie in letzter Zeit, Romeo mit anderen Augen zu sehen.

Sie war intelligent. Sie wusste, was mit ihr los war. Sie veränderte sich. Die Welt war sonst immer so einfach gewesen. Schwarz oder weiß. Und jetzt drohte eine Flut an Farben die Einfachheit ihres Daseins davon zu spülen. Romeo betrachtete sie weiterhin mit seinem fröhlichen Gesicht und wartete, bis sie den ersten Schluck genommen hatte. Das Gebräu schmeckte scheußlich. Es brannte in der Kehle. Sie musste husten, was Romeo zur Abwechslung einmal nicht zum Schmunzeln brachte, sondern eher seine Besorgnis förderte. »Dann mal los. Und fasse dich kurz. Trink nicht so viel davon, das Zeug ist ziemlich stark!«

Samantha schaute ihn herausfordernd an und nahm einen weiteren kräftigen Schluck. »Ich bin in den Keller. Und wollte ursprünglich die Standardroute nehmen. Da habe ich einen Geheimgang gefunden, in der Nähe des Weinkellers«, eröffnete sie. Das überraschte Romeo sichtlich. »Wirklich? Ich habe doch gewusst, dass wir nicht jeden Winkel des Klosters kennen!«

Gespannt lauschte er, neugierig darauf, was seine Freundin an

weiteren Geschehnissen zu berichten hatte.

»Ich bin in ein sehr tiefes Gewölbe gelangt und habe in einem komplett eigenen Trakt, von dem ich keine Ahnung hatte, eine gigantische Bücherei entdeckt. Bücher über die Innereien der Menschen und verbotene arkane Werke befanden sich darin. So etwas haben vermutlich sonst nur Schwarzmagier in ihrer Behausung. Und Bildkunstwerke, die mir die Schamesröte ins Gesicht getrieben haben!«

Romeo horchte auf. Bücher, die für Samantha peinlich waren, erweckten natürlich sein höchstes Interesse. Er wusste genau, welche Art von Werken sie da gefunden hatte. »Bücher mit verbotenem Wissen? Die muss ich sehen!«, erwiderte er und verschwieg dabei, dass ihn weniger die Bücher der schwarzen Künste interessierten, als vielmehr die Werke, in denen er Mann und Frau in den aufregendsten Situationen gezeichnet vorfinden würde.

Samantha erkannte die niederen Absichten ihres Freundes nicht. »Du bist verrückt! Es geht ja noch weiter«, kommentierte sie, nahm erneut einen Schluck, und fuhr dann zögernd fort. »Ich habe diese verbotene Bibliothek erkundet und fand eine weitere Tür. Und direkt dahinter war... es...« Sie stockte. Romeo hielt es vor Spannung beinahe nicht mehr aus. »Spuck es aus. Was war es?«, forderte er ungeduldig.

Einfach, knapp und kurz kam die Antwort. »Du. Du warst es, Romeo«, sagte Samantha emotionslos.

Das brachte Romeo zum Lachen. Er wusste genau, dass er es nicht gewesen sein konnte, daran bestand kein Zweifel.

»Der Alkohol ist anscheinend sehr gut! Oder hat dir mein

Anblick doch die Sinne geraubt?«, gab Romeo vergnügt zurück. Der böse Blick Samanthas mahnte ihn aber, dass es ihr wirklich ernst war. »Es tut mir leid!«, verteidigte er sich. »Ich höre ja schon auf. Deinem Blick nach zu urteilen, machst du keine Späße«

»Sicher nicht. Ich dachte erst, du bist es, den ich da gesehen habe. Dann ging meine Fackel plötzlich aus. Und eine Pechfackel geht nicht einfach so aus...« sagte sie nachdenklich. »Ich weiß, das klingt alles verrückt«, gab sie zu.

Romeo nahm das Ganze gar nicht mehr ernst. Entweder hatte sie schon zu viel getrunken, Geister gesehen oder... oder diese Frauensache machte ihr mehr zu schaffen, als er zunächst gedacht hatte.

»Ja. Erzähle weiter. Das wird bestimmt noch ein lustiger Abend«, sagte er heiter.

»Nachdem die Fackel plötzlich wieder angegangen war, warst du verschwunden. Also, die Person, die ich für dich hielt, meine ich. Ich habe mich dann genauer im Raum umgeschaut. Es sah dort aus wie in einer Schlachterei! Auf einer Art Podest aufgebahrt fand ich einen Toten, absolut blutleer. Bevor ich mich aber genauer umschauen konnte, war es plötzlich wieder dunkel. Sekunden später entzündete sich die Fackel wieder von selbst, und der Tote war verschwunden. Anschließend bin ich durch einen weiteren Geheimgang direkt in den Ostflügel gelangt.«

Samantha endete jetzt erschöpft und verheimlichte den Fakt, dass sie das Bewusstsein verloren hatte, als sie gegen die Wand gelaufen war.

»Ich schaue mir diesen Spukkeller am besten einmal selbst an«, sagte Romeo munter. »Lass es. Ich denke, ich weiß, wer es war. Wie sagt man? Sieht man einen Geist, so färben sich vor Schreck die Haare weiß?«, fragte Samantha.

»Du hast aber noch immer ziemlich dunkles Haar, meine Liebe«, flachste Romeo spaßend.

»Ich schon. Nur dein Ebenbild nicht. Graf Silberstern war nicht auf seinem Zimmer. Wo war er also? Hat er weißes Haar? Und wer war die Gestalt auf dem Dach?«, fragte sie zielgerichtet und offenbarte damit Romeo gegenüber ihren Verdacht, dass es Silberstern selbst gewesen war, den sie zu sehen geglaubt hatte. Romeo schwieg nachdenklich.

»Warum sagst du nichts?«, hakte Samantha nach.

Romeo riss sich aus seinen Gedanken. »Das werden wir morgen sehen. Wenn ich meinem Vater gegenüber trete, werden wir ja wissen, ob er weißes Haar hat.«

Daraufhin setzte er sich auf das Bett und zog die Schuhe aus. »Wir sollten jetzt schlafen gehen. Die Gebetsstunde ist früh am Morgen. Es wird eine Zeremonie zu Ehren meines Vaters abgehalten. Du solltest jetzt gehen, wenn du nicht die Nacht bei mir verbringen willst«, sagte er in freudiger Erwartung, dass der Whiskey vielleicht Samanthas ablehnende Haltung in diesem Punkt geändert haben könnte. Samantha bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick. Romeos Hoffnungen, eine Nacht mit seiner besten Freundin verbringen zu dürfen, waren durch diese freche Bemerkung vollends zerstört worden.

»Vielleicht in deinen Träumen. Ich nehme die Flasche mit diesem Teufelszeug an mich. Zu deinem eigenen Schutz«, sagte sie abwesend. Aber in ihren Gedanken war sie eigentlich ganz woanders. »Wenn das wirklich der Vater von Romeo gewesen war, dann brauche ich noch mehr als diese eine Flasche, um es zu verdauen.«, dachte sie im Stillen.

»Ich hoffe, du nippst nicht wirklich nochmals an dem Zeug. Gesunder Schlaf ist stets eine Erlösung. Besser als der Blick in die Flasche«, schlug Romeo gutmütig vor. Dann fragte er irritiert: »Und vor allem: seit wann trinkst du eigentlich?«

»Seitdem ich dich kenne«, antwortete sie frech und ging zur Tür. »Bis morgen also.«

Dann war Romeo wieder alleine. Er fiel erschöpft ins Bett, aber er brauchte relativ lange, bis er einschlafen konnte. Er malte sich sein neues Leben aus. Bald waren die heutigen Ereignisse völlig verdrängt, und nur noch ein einziger Gedanke beseelte ihn. »Ich kann es kaum erwarten dich zu treffen, Vater.«



Das ganze Kloster befand sich in heller Aufregung. Und nicht nur das Kloster. Graf Falkenfels war aufgrund der nächtlichen Geschehnisse benachrichtigt worden, und hatte mehrere Wachen ausgeschickt, die für Aufklärung sorgen sollten. Man hatte eine ganze Reihe von Fußspuren auf dem Dach gefunden, und war dementsprechend um den erhabenen Gast besorgt, der nach Falkenfels gekommen war.

Der Oberaufseher der Abtei, Balbalus, wurde unterdessen von einem anderen Gedanken verfolgt. Er war es gewesen, der in der vergangenen Nacht die Suche in den Gängen des Klosters geleitet hatte. Er hatte bei Graf Silbersterns Quartier nach dem Rechten gesehen. Irgendetwas hatte mit diesem Silberstern nicht gestimmt. Irgendetwas kam ihm komisch vor. Und er hatte eine Vermutung. Obwohl die Fußspuren, die man draußen im Schnee gefunden hatte, nicht auf Romeo, den größten Lausbuben, den dieses Kloster jemals gesehen hatte, hindeuteten, hegte er den Verdacht, dass es nicht Silberstern gewesen war, der ihm die Tür geöffnet hatte. Er hatte vor der Tür eine Wache postieren lassen und dann angeordnet, in der Zwischenzeit das Schloss zu durchsuchen. »Ist jemand in das Zimmer eingedrungen?«, fragte er die Wache.

»Nein. Die Situation ist unverändert, werter Ordensbruder«, erwiderte diese salutierend.

»Begleitet mich in das Zimmer!«, befahl der Mönch, und schockierte die Wache damit sichtlich. »Aber damit weckt ihr Graf Silberstern!«, stammelte der Wachtposten.

»Ich glaube nicht, dass es Graf Silberstern ist, der in diesem Zimmer residiert«, entgegnete der Mönch in entschiedenem Ernst.

Der Soldat war nicht überzeugt. »Wie bitte? Aber...«

»Die Person, die mir die Tür aufgemacht hat, hatte blondes Haar und keinen Bart. Nun öffnet die Tür!«, mahnte der Mönch in strengem Ton. Die Wache gehorchte. »Ja, Herr.«

Die Tür wurde also geöffnet, und beide Männer gingen zu dem Bett, in der allem Anschein nach eine Gestalt schlafend lag.

»Steht auf!«, forderte der Aufseher, und rüttelte die Person unsanft.

Der so Geweckte gähnte und richtete sich verwundert und

schlaftrunken auf, blieb aber gelassen. »Es ist nicht besonders höflich, eure Gäste aus dem Schlaf zu reißen«, sagte Silberstern schläfrig.

Dem Aufseher wurde heiß und mulmig. »Euer Haar, es ist weiß«, stammelte der Mönch entsetzt.

»Sicher. Entschuldigt, dass es nicht den schönen Teint Eurer Glatze besitzt«, gab Graf Silberstern etwas blasiert zurück.

»Ich... ich... bitte vielmals um Entschuldigung«, sagte der Mönch demütig. »Aber bitte sagt mir nur noch eines, werter Herr: Wart Ihr die ganze Zeit über in Eurem Zimmer?«

Silberstern wirkte verwundert. »Wo soll ich sonst gewesen sein? Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich meinen wertvollen, knapp bemessenen Schlaf jetzt weiter auskoste?«

Reumütig bewegte sich der Mönch rückwärts aus dem Zimmer und verbeugte sich dabei mehrmals. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Meine Augen müssen mir einen Streich gespielt haben.«



Graf Falkenfels saß auf einem Felsvorsprung vor seiner Burg. Wenn er, wie heute, keinen Schlaf finden konnte, wanderte er oft zu diesem Platz, um wachende Blicke über die still daliegende Stadt zu werfen. Das Gemäuer befand sich auf einem hohen Plateau, hinter dem ein riesiger Felsen aufragte. Große Meister der Steinmetzkunst hatten in längst vergangenen Tagen das Abbild eines riesigen Falken in den Stein gemeißelt. Er war das Wahrzeichen von Falkenfels. Die Grafschaft machte jetzt,

in der Kälte der Nacht, einen ruhigen Eindruck. Die Sterne am Himmel tauchten alles in blaues, kaltes Licht. Der Graf beäugte die Stadt heute mit besonders wachsamen Blicken, denn irgendetwas war anders als sonst. Kein Laut ertönte, kein Wolf heulte oder jagte mit seinem Rudel durch die Wälder. Es war gerade die Paarungszeit der Wölfe, deshalb schien es mehr als ungewöhnlich, dass kein Geheul zu vernehmen war. Selbst die Bäume wagten es nicht, sich im Wind zu wiegen. Eine große Bedrohung schien Falkenfels heimgesucht zu haben.

Die Augen des Grafen erfassten jetzt einen kleinen Wald, in dem er ein gelblich flackerndes Licht erblickte. Eine Täuschung? Nein. Es bewegte sich, tanzte beinahe, wie ein lockendes Irrlicht, das sich seine Opfer suchte. Schließlich verharrte es auf einer kleinen Lichtung, die sich zwischen den massiven Tannenbäumen auftat. Der Graf griff instinktiv an seine Seite. Er trug weder Schwert noch Schild. Auch seine Rüstung hatte er nicht angelegt. Furchtlos stand er auf und rutschte den Bergabhang hinunter. Der Hang war steil, Graf Falkenfels rutschte bisweilen mehr, als dass er festen Trittes lief. Schließlich begann eine wilde Schlitterpartie, und trotz der soliden Stiefel, die er trug, spürte der Graf jede Unebenheit stark an seinem Körper. Ein kleiner Fehler, die kleinste Unachtsamkeit konnte dazu führen, dass er sich überschlug, und bei diesem Tempo würde er sich dabei wohl jeden einzelnen Knochen brechen.

Über und über mit Staub bedeckt, erreichte er den Boden. Seine Hände wiesen Abschürfungen auf. »Du wirst auch nicht jünger«, sagte er leise zu sich und klopfte seine Kleider ab, während er langsam auf den Wald zuschritt. Von hier unten besehen wirkte

alles noch viel befremdlicher, als aus der Ferne betrachtet. Das Gehölz bestand aus dichtem Nadelwald, der kaum lichte Reihen zeigte. Die Bäume warfen ihre Nadeln auch im Winter nicht ab. Bei den Jägern war dieser Wald nicht beliebt, denn er barg angriffslustige Wildschweine und Wölfe. Nicht viele wagten sich in sein finsteres Herz hinein. Der Graf blickte in das Dunkel des Geästes. Dichter, schwerer Nebel waberte am Boden, es schien, als würde der Wald atmen. Ohne zu zögern betrat der Graf den Wald. Die schwachen Lichtsprengsel, die vom nächtlichen Firmament herrührten, boten kaum Licht, aber gerade noch genug, dass der Graf die Schwärze der Luft von den massiven Konturen der Vegetation unterscheiden konnte. Wegen der Mose, die alles überwucherten, war der Boden feucht, beinahe sumpfig. Keine Pflanze konnte in diesem Dickicht gedeihen, nur Farne, Pilze und Flechten. Die Tannen bildeten ein undurchdringliches Dach über dem Boden, sie ließen das helle Element nicht in die Düsternis des Waldes hinein. Nicht eine einzige Schneeflocke lag auf dem Grund, lediglich die Tannenzipfel glänzten weiß.

Angespannt lauschte er seinen eigenen Schritten, vernahm das aufgeregte Quaken von Kröten, die sich aus dem Wald entfernten, als wäre Flucht das Gebot der Stunde. Nach einer Weile lichtete sich der Wald, und gab den Blick auf eine kleine Ruine frei. Es war ein alter, verfallener, kreisrunder Turm, von dem nur noch kniehohe Mauern übrig waren. Auf dem Steinboden des Turmes befanden sich tiefe Verzierungen und Runen in der Form eines Pentagramms. Der Graf kannte das Geheimnis dieser magischen Verzierungen gut. Sie waren überall in Falkenfels verteilt und sollten die Grafschaft vor widernatürlichen Dingen schützen.

Die Schutzrunen hier aber waren gebrochen, und der Zauber wirkte nicht mehr.

»Was geht hier vor?«, fragte er sich laut. Der Hall seiner Stimme wurde vom umliegenden Wald verschluckt. Ein plötzliches Knacken alarmierte den Grafen. Geäst brach gleichmäßig und schnell. Jemand bewegte sich durch den Wald. Durch das Dickicht hindurch konnte der Graf ein flackerndes Licht erkennen. Erneut griff der Krieger instinktiv an den Ort, an dem sein Schwert hängen sollte. Aber er hatte ja keine Waffe dabei. Und diese hätte er brauchen können.

Zwei funkelnde Raubtieraugen, faustgroße, bedrohlich gelbe Pupillen, tauchten kurz aus der Schwärze des Waldes auf. Der Anblick allein dieser Augen lähmte die meisten Opfer augenblicklich, ließ sie in Furcht und Schrecken erstarren. Die Augen verschwanden wieder in der Finsternis. Das Rascheln und Knicken der Äste bewegte sich rings um den Rand der Lichtung herum.

Der Graf blieb gelassen. Er postierte sich an einer strategisch günstigen Stelle und hob einen starken Ast vom Boden auf. Der Stock war kein Schwert, aber in den Händen des erfahrenen Kriegers hätte er als Waffe ausgereicht, um jeden menschlichen Gegner zu bezwingen.

Nur war das, was da aus dem Wald kroch, nicht menschlich. Mit Entsetzen erblickte der Graf eine riesige Schlange mit silbrig glänzenden Schuppen, die jetzt aus dem Dunkel des Waldes hervorbrach, und sich alles zermalmend ihren Weg in die Mitte der Lichtung bahnte. Die Schlange vollzog blitzschnell einen Kreis um den Grafen. Er war gefangen. Ihr Leib war massiv, und

gut und gerne anderthalb Meter hoch. Zu hoch, um darüber zu springen. Bei einem Ausbruchsversuch würden die riesigen Fänge der Schlange ihn mit Sicherheit verschlingen. Immer näher kroch das gigantische Tier heran, zog die Kreise um den Grafen immer enger.

Der Graf konnte jetzt nicht mehr entkommen, und die Schlange erkannte das. Ihr Rachen öffnete sich. Riesige Zähne schossen auf die kleine Gestalt zu, donnerten aber nur gegen die Turmmauer.

Der Graf nutzte diese Chance, es war die einzige, die er hatte. Der Aufprall hatte die Schlange für Sekunden betäubt. Falkenfels sprang flink auf ihren breiten Schädel, und stieß den Stock mit aller ihm verbleibenden Kraft in das rechte Auge der Schlange hinein. Diese bäumte sich vor Wut auf, zischte in Pein, krümmte sich so stark vor Schmerz, dass sie ihren Leib wie unter gewaltigen Krämpfen zusammenzog und so die Reste der Turmmauern zerstörte. Der Graf versuchte, die Balance auf dem tobenden Leib des Tieres nicht zu verlieren. Aber es war unmöglich. In entsetzlicher Agonie warf die Schlange ihren Kopf in die Höhe, der Krieger wurde durch die Luft geschleudert, und landete im Geäst des nahen Waldrands. Noch im Fallen gelang es ihm, sich an einem kräftigen Tannenzweig festzuhalten, er rutschte aber ab und glitt, den Zweig noch zwischen den Händen, rasch zu Boden. Die Äste des Baums schlugen ihm peitschend ins Gesicht. Er landete relativ weich auf dem Boden, das weiche Moos hatte seinen Sturz gedämpft. Mit schmerzverzerrtem Gesicht rappelte er sich hoch und rannte atemlos in die Finsternis des Waldes hinein. Er rannte um sein Leben, und er war ein guter Läufer. Aber

schon hörte er wieder deutlich den Lärm, den die Schlange auf dem Waldboden verursachte. Sie war nahe, und konnte offenbar auch in der Dunkelheit alles deutlich sehen. Ein klarer Vorteil. Gleich musste sie ihn eingeholt haben. Es gab nur eine Möglichkeit. Er musste sich dem Geschöpf stellen. Er dreht sich ruckartig um und wartete. Das Ungetüm hatte ihn sogleich eingeholt und schnellte, wahnsinnig vor Zorn und Schmerz, auf ihn zu. Der Graf sah direkt in den riesigen Rachen hinein. Er konnte nicht mehr ausweichen. Er schloss die Augen, er war bereit zu sterben. Das letzte, was er hörte, war die Stimme seines Sohnes.

»Vater! Vater!«, schrie Amon und zerrte an den Bettlaken.

Der Graf wachte schweißüberströmt auf, und blickte sich irritiert im Zimmer um. »Was ist los, Amon?«

»Das Archiv in der Stadt brennt! Deine Hilfe wird benötigt!«, schrie der kleine Junge aufgeregt.

»Ich komme gleich!«, erwiderte der Graf, und sah seinen Sohn davon flitzen. Sicher würde er beim Löschen des Feuers helfen.

Der Graf konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er das letzte Mal einen Albtraum gehabt hatte. Er war nur mit einer Unterhose bekleidet, und stand völlig erschöpft von seinem Bett auf. Als er an seinem Körper herabblickte, kniff er seine Augen argwöhnisch zu nachdenklichen Schlitzen zusammen. Er hatte Blessuren und Abschürfungen an Händen und Beinen, ganz so, als wäre er einen Felsen hinunter gerutscht, Prellungen und rote Flecken, als hätte man ihn durch die Luft geschleudert. »Was geht hier vor?«, rätselte er, während er sich anzog. Dann eilte er rasch zum Archiv. Er hatte jetzt keine Zeit, über diese merkwürdigen Dinge nachzudenken.



Kapitel 6: Im Namen der Götter, für Falkenfels!

Richter Talbert war ein alter Freund des Grafen. Außerdem war er für die judikative Gewalt in Falkenfels verantwortlich, und Mitglied des Stadtrates. Er beobachtete alles mit sorgenvoller Miene.

Graf Falkenfels stand direkt vor der Leiche. Sie war total verkohlt, nur noch eine schwarze, seelenlose Hülle. Das Bein lag in einem seltsamen Winkel da. Es war gebrochen. Der Mann war eindeutig ein Brandopfer. Das ganze Archiv war niedergebrannt, also sollte es ja nicht verwunderlich sein, eine solche Leiche zu finden. Aber dieser Mann lag zuhause in seinem eigenen Bett. Und sein Haus befand sich weit weg vom Archiv.

»Die Lösung ist einfach. Er wurde zum Opfer des Brandes, und hat sich im Delirium nach Hause geschleppt. Dann ist er hier verendet«, schlug der Richter vor.

Graf Falkenfels verneinte. »Auf keinen Fall. Vor seinem Bett stehen ja noch seine Schuhe, und dort liegt seine Kleidung. Beides müsste ja auch verbrannt sein. Ich denke da an etwas anderes.«

»An was genau?«, fragte der Richter nervös. Er ahnte, was der Graf andeuten wollte.

»Mord. Es war ein Mord.«



In der Frühe strömten alle in die Kathedrale. Selten war

die Kirche so voll gewesen. Ganz Falkenfels musste sich hier versammelt haben. Der Boden war aus edlem schwarzem Marmor, die Sitzbänke hier waren bequemer als die meisten Stühle. Diese gemütlichen Sitzgelegenheiten luden nicht nur Romeo dazu ein, öfter einmal einzunicken. Nicht selten konnte man Kirchenbesucher während der Predigten ungeniert in den Bankreihen schlafen sehen. In die seitlichen Wände der Kirche waren farbige Glasfenster eingelassen, die eindrucksvoll den Werdegang von Falkenfels zeigten. Auch die Geschichte der Götter war in schönen Mosaiken dargestellt. An den Seiten befanden sich mehrere Säulenreihen, die das Dach stützten. Die Säulen waren massiv und breit, und boten so ausreichend Platz für aufwendige Fresken und eindrucksvolle Statuen. Chorknaben sangen im Kanon stimmgewaltig Lieder, zu denen die Orgel einen bombastischen Hintergrund lieferte, der dem Zuhörer Gänsehaut garantierte.

Romeo und Samantha befanden sich relativ weit vorne in einer Seitenloge. Das war für Lehrlinge eigentlich unüblich. Man erlaubte sich hier eine Ausnahme, da der junge Silberstern-Erbe seinen Vater sehen sollte. Romeo war fit und lebendig, während Samantha aussah, als hätte sie die ganze Nacht nicht geschlafen. »Du siehst ziemlich kaputt aus«, meinte Romeo, aber Sam winkte ab. »Reden wir nicht davon. Ich sehe deinen Vater gar nicht!«

Romeo war enttäuscht. »Seltsam. Diese ganze Messe ist doch seiner Person gewidmet! Vermutlich taucht er erst beim Morgenbrot auf.«

Er konnte es kaum erwarten. Im Gegensatz zu dieser Predigt, auf die er gut hätte verzichten können. Heute war es wieder der Oberaufseher Balbalus, der die Messe hielt. Seine Predigten waren nicht nur lang, sondern vor allem auch langweilig!

»Setzt euch. Dankt dem Schöpfer für seine Gaben«, bedeutete er. Alle setzten sich. »Heute sind wir besonders stolz, in unserer Grafschaft jemanden begrüßen zu dürfen. Er ist ein Kämpfer, der es vermag, ohne Gewalt Schlachten zu gewinnen. Er ist ein Mann, der den Armen Wohlstand bringt. Ein Mensch, der von den Göttern auserkoren wurde. Auch wenn er erst später der Messe beitreten wird, wissen wir alle, von wem die Rede ist. Sein Name spiegelt wider, was er in uns allen erwecken sollte: Das Glänzen eines Sternes«, hallte die feierliche Stimme des Priesters durch das riesige Bauwerk.

Romeo rollte mit den Augen. »Heute trägt er aber wieder dick auf...«

Er wusste aber, dass das nur der Anfang war. Balbalus redete und redete, ein Schwall an Worten, bei dem Romeo bereits Angst hatte, er könnte förmlich darin ertrinken, oder es würde ihm das Blut aus den Ohren laufen lassen. Samantha ging es ähnlich. Beide waren gläubig, waren sicher, dass die Aufgaben der Mönche wichtig waren. Dass Religion dem Fortschritt diente, dass Glauben Stärke gab und die Werte der Kirche etwas waren, an dem man festhalten konnte. Aber diese Predigt hier war nichts dergleichen. Und insbesondere nicht die Redekunst von Bruder Balbalus.

Samantha hatte Hunger. Der Magen knurrte. Ihr Kopf schmerzte. Romeos Whiskey spürte sie immer noch. »Wenn das so weiter geht, wird es nichts mit dem Morgenfrühstück«, seufzte sie leidend.

»Pssst. Stört die erhabene Rede nicht«, wandte einer der Brüder ein, der hinter ihnen stand und sich gestört füllte.

»Wer ist dieser Silberstern? Ein Gott? Ein Heiliger?«, tönte es gerade vom Prediger her durch die Hallen, als das riesige Eingangstor von zwei kräftigen Händen aufgestoßen wurde. Ein großer, schlanker Mann betrat die Halle.

»Sicher nicht!«, rief dieser laut in die Menge.

Romeo war schlichtweg begeistert. »Also, eines muss man meinem Vater lassen! Seine Auftritte haben Stil!«

»Findest du das nicht ein bisschen zu theatralisch?«, fragte Samantha, und hielt sofort stocksteif inne.

Der Mönch lud den Mann nach vorne ein. »Kommt zum Altar, Graf Silberstern.«

Samantha löste sich aus ihrer Starre. »Hör auf, an meinem Ärmel zu ziehen. Was ist denn?«, fragte Romeo genervt, da er sich nicht ablenken lassen wollte.

»Er ist es«, erwiderte Samantha. »Der Mann aus dem Keller, der Mann aus meinen Träumen!«

Romeo nahm kaum wahr, was sie sagte. Sein Blick war auf seinen Vater gerichtet. »Er sieht wirklich aus wie ich«, brachte er voller Erstaunen hervor.

»Das ist nicht möglich. Er ist dein Vater. Er müsste ein alter Mann sein«, flüsterte Samantha. Leises Grauen stieg in ihr hoch. Alle Glocken in ihrem Verstand klingelten auf höchster Alarmstufe.

Romeo hingegen war höchst erfreut. »Ich habe echt Glück. Nicht nur ausreichend Geld, ich werde im Alter auch noch ziemlich gut aussehen! Das wird die Frauen freuen«, sagte er mit fröhlicher Stimme. Für sein Verhalten gab ihm Samantha ungeniert einen leichten Schlag auf den Hinterkopf »Hast du auch mal etwas anderes im Kopf?«, fragte sie erbost.

»Stört nicht dauernd die Messe«, warf ein Mönch hinter ihnen ein. Seinerseits genervt drehte sich Romeo unwirsch um, und gab einen bissigen Kommentar zurück. »Kümmert euch um euren eigenen Mist«, bellte er dem Mönch entgegen.

»Graf Silberstern. Entschuldigt, ich wusste nicht, dass Ihr unter den Mönchen weilt. Aber...Ihr seid doch auch dort... aber...«, sprach der verwirrte Mönch. Die Situation überforderte ihn sichtlich. »Ich muss zum Medicus«, sagte er mit plötzlich erblasstem Gesicht und rauschte davon.

Samantha kicherte. »Du weißt, wie man mir meinen Tag aufhellt.«

Die Predigt lief in der Zwischenzeit ungehindert weiter. »Warum soll ich die Geschichte von Güte und Klugheit erzählen, wenn der Mann persönlich hier ist, der diese Geschichte Wirklichkeit hat werden lassen?«, sprach der Abt, der jetzt das Wort übernommen hatte, und forderte Graf Silberstern mit einer Geste zum Sprechen auf. Dieser hob beide Arme, als würde er die Bürger beschwichtigen wollen. »Einst war ich ein armer Mann. Meine Vorfahren kamen auf diesen Kontinent mit nicht mehr als ihrer Kleidung am Leib. Mein Vater arbeitete hart. Und das wenige Gold, das er besaß, gab er anderen, auf dass sie sich Existenzen damit aufbauen konnten. Die Leute zahlten meinem Vorfahren dies zurück, und mehr noch, als Dank belohnten sie ihn mit reichen Gaben. Er errichtete daraufhin ein Institut, dessen Name auch heute noch dafür steht, die Probleme und das Leid

der Menschen, Armut und Krankheit beseitigen zu wollen: Die Silbersternbank. Er selbst gab sich nichts außer dem täglichen Wasser und Brot.«

Nach diesen Worten schenkte Samantha Romeo einen höhnenden Blick »Du gerätst nicht wirklich nach deinen Vorfahren, weißt du?«, zog sie ihren alten Freund auf.

Romeo war aber nicht auf den Mund gefallen. »Du weißt doch, erst wird gesät und dann geerntet. Außerdem gebe ich auch viel und oft: meine Liebe!«, konterte er frech.

Samantha seufzte und gab es auf. Romeo war ein hoffnungsloser Fall. Sie verfolgte weiter die Rede des Grafen.

»Ich bin hier vor euch getreten, um Falkenfels voranzubringen. Mit einer Tat, der man noch in Tausenden von Jahren gedenken wird. Ich möchte euren Reichtum mehren, um den Reichtum aller zu mehren. Unterstützt mich dabei.«

Die ganze Kirche klatschte Applaus. Der Saal erbebte förmlich, wie er es schon lange nicht mehr getan hatte. Das Charisma, das dieser Mann ausstrahlte, war unglaublich. Sämtliche Bürger waren wie in Trance. Silbersterns Worte lösten Glücksgefühlen in ihnen aus, die sie völlig überwältigten.

»Ich bin sicher, er hat auch sehr viele Frauen. Da frage ich mich, wie viele Brüder und Schwestern ich eigentlich habe«, sinnierte Romeo begeistert.

»Wenn er sich so verhält wie du, vermutlich eine ganze Armee«, antwortete Samantha trocken.

Die Rede Silbersterns war kurz, verfehlte aber nicht ihre Wirkung. »Vergesst nicht, was uns die Götter gelehrt haben. Denken wir auch an den gefallenen Gott. Jener, den die Götter

aufgrund seiner Taten auf die Erde verbannten. Jener, der voller schlechter Gedanken war. Die Wurzel des Übels, die Saat des Bösen steckt in jedem von uns. Lasst uns diese auf immer gemeinsam bekämpfen!«, sagte Silberstern. Er steuerte auf das Ende seiner Rede zu. Der Applaus war jetzt ohrenbetäubend.

Samanthas Laune besserte sich nicht. »Was war eigentlich mit dem Kerl auf dem Dach?«, raunte sie Romeo zu, der daraufhin versuchte, die Geschehnisse der letzten Nacht in ein für ihn günstiges Licht zu stellen. »Keine Ahnung. Er ist mir entwischt. Vielleicht war es ja mein Vater, der versucht hat, die Mägde zu besuchen.«

»Dein Vater ist aber nicht bucklig!«, fiel ihm Sam ins Wort.

Romeo hatte keine Lust, über das Ganze zu diskutieren. »Hast du eine Ahnung, was ich nicht alles sein kann, wenn ich mich verstecke oder auf Abenteuer aus bin! Und jetzt pssst. Ich will meinem Vater Respekt erweisen!«

Silberstern wartete, bis die Menge sich beruhigt hatte. »Ich bitte um die Unterstützung der Grafschaft Falkenfels. Kommt meinem Gesuch nach. Vereinen wir alle Kräfte. Es war mir eine Ehre, vor euch sprechen zu dürfen.«

Damit schloss er und trat wieder hinter den Priester.

Dieser führte die Messe fort. »So wollen wir nun fortfahren. Nein, er ist kein Heiliger. Er ist auch kein Gott. Er ist ein Mensch. Er hat mehr Gutes getan, als viele von uns. Nicht nur im Gebet hat er Gutes gewollt, sondern in der Welt hat er gehandelt«, führte er feurig seine Rede, und wandte sich dabei bisweilen dem Grafen zu, der hinter ihm stand. »Euer Lebenswerk wird Generationen die Güte lehren. Sicher wird Falkenfels Euch unterstützen. Kniet

nieder. Die Heiligen werden vor Freude weinen bei diesem Anblick!«

Die Menge war begeistert. Der Graf erhielt die höchste Ehre, die man einem Sterblichen schenken konnte. Samantha starrte fassungslos nach vorne. »Unglaublich. Dein Vater wird heiliggesprochen«, staunte sie. »Das kann dir definitiv nicht passieren!«.

»Heißt das, ich muss jetzt nichts mehr schrubben, wenn ich etwas anstelle?«, erwiderte Romeo darauf heiter.

»Du hast Sorgen. Schau mal, dein Vater fasst sich an den Kopf. Sieht so aus als hätte er Kopfschmerzen«, bemerkte Samantha interessiert und beobachtete, wie der Graf kurzzeitig sein Gesicht bedeckte.

»Bei dem ganzen Gesülze hätte ich die auch«, bemerkte Romeo verständnisvoll.

Der Abt vollführte den Ritus, der den Grafen ehren sollte. »Im Namen der Götter und aller Heiligen, spreche ich Euch, Graf Sakram Silberstern, für Eure Taten, die zum Wohle der Menschen erfolgten, heilig...«

Plötzlich zerbarsten die Glasfenster der Kirche, und bunte Splitter regneten auf die versammelten Leute herab. Donner grollte. Der Boden bebte. Panik brach aus. Die Leute reagierten entsetzt und wollten alle auf einmal das Gebäude verlassen.

»Was ist hier los?«, plärrte Samantha lauthals, um bei dem Lärm überhaupt wahrgenommen zu werden.

»Ein Erdbeben!«, schrie Romeo zurück.

»Ja. Aber es hat auch gedonnert! Und es ist keine Wolke am Himmel!«, bemerkte Samantha in all dem Chaos.





Alle rannten wild umher. Kindergeschrei, Panik und Rangeleien bestimmten das Bild. Einige der Mönche versuchten, die Menge zu beruhigen, hatten aber keinen Erfolg. Plötzlich donnerte eine Stimme durch den Saal.

»RUHE! Beruhigt euch, werte Bürger von Falkenfels! Es ist nur ein Erdbeben, und ihr seid hier sicherer als draußen! Die Hallen sind stabil gebaut. Das Beben vermochte einzig die Fenster zu zerstören!«, rief Silberstern. Er schien die Masse förmlich verhext zu haben. Denn dieselben Leute, die eben noch in wilder Panik umhergeirrt waren, beruhigten sich schlagartig. In Romeo stieg grenzenlose Bewunderung für seinen Vater empor. In Samantha hingegen wuchs die Skepsis nur noch mehr.

Der Abt ergriff das Wort. »Es ist nichts passiert. Begebt euch nun zum Morgenbrot. Bewahrt Ruhe!«

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, meinte Samantha und hielt sich die Hand an den Kopf. Sie hatte Kopfschmerzen.

»Sonst beschwerst du dich auch nicht. Sieh es mal positiv. Jetzt ist endlich mal etwas los hier, und die langweilige Predigt ist vorbei! Komm, wir warten. Vielleicht können wir meinen Vater sprechen«, bat Romeo voller Eifer und blickte in Samanthas versteinerte Miene.

»Ich muss dir etwas über deinen Vater sagen. Ich habe ihn in meinem Traum gesehen. Und... und er...«, sie zögerte. Es war ihr nicht angenehm, Romeo dieses zu beichten. »Er hat seinen Diener getötet, weil der etwas über ihn wusste. Genau jenen Diener, den ich im Keller gesehen habe. Und dein Vater hat weißes Haar...«

Romeo wurde sauer. »Bist du verrückt? Trinke nicht so viel und schlaf dich mal aus. Ich habe gehört, dass der Diener meines

Vaters dank der Heiler schon wieder außer Lebensgefahr ist. Sie wurden verfolgt und angegriffen! Mein Vater hat mit den Verletzungen des Dieners nichts zu tun!«, gab er missmutig zurück.

»Romeo, Romeo!«, entschlüpfte es Samantha auf einmal. Sie zupfte aufgeregt an seiner Kutte.

»Was ist?«, gab der gereizt von sich.

»Schau dir die Statuen an. Schau dir die Statuen der Heiligen an!«, wisperte sie panisch.

Romeo war genervt. »Und? Was ist damit?«

»Sie weinen. Ich habe es dir gesagt. Hier ist etwas faul. Was hat der Priester gesagt? Die Statuen werden vor Freude weinen?«

Aufgeregt blickte sie auf die steinernen Kunstgebilde.

»Du bist verrückt. Sie weinen nicht. Ich sehe nichts.«

Samantha ging zu einer Statue und betrachtete die Flüssigkeit eingehend. »Sie weinen eine rote Substanz. Das ist... Blut!«

Romeo blickte sie entgeistert an. Sam musste den Verstand verloren haben. »Komisch.«

»Komisch? Das ist unheimlich«, gab sie zurück und erntete seltsame Blicke von Romeo. »Komisch ist, dass ich nichts sehe! Und jetzt... oh nein! Mein Vater ist weg, ich sehe ihn nirgends mehr. Alles nur wegen deiner Spukgeschichten!«

»Bist du blind, es ist doch eindeutig, dass...«, setzte sie an und stoppte gleich darauf wieder. Die Statuen weinten wirklich nicht. Die rote Flüssigkeit war verschwunden. »Ich glaube, entweder werde ich verrückt, oder der Whiskey von gestern war wirklich zu stark.«

Romeo seufzte. »Ja. Sehe ich auch so. Du solltest nichts mehr

trinken. Lassen wir das. Sieh es mal positiv, immerhin haben wir heute schon wieder was Aufregendes erlebt. « Und erneut hatte sich ein bezauberndes Lächeln in sein Gesicht geschlichen.

»Deine Ruhe möchte ich haben«, seufzte Samantha, und ging anschließend mit Romeo in den Speisesaal. Aber die Sache ging ihr nicht aus dem Kopf. Die Statuen hatten Blut geweint. Danach war die Flüssigkeit verschwunden. Sie kannte noch jemanden, der die gleiche Fähigkeit aufwies, und dieser jemand war kein Chamäleon. Sie wusste, dass die Probleme jetzt erst anfangen würden.



Nach dem Erdbeben spielten sich noch andere Ereignisse in Falkenfels ab. Richter Talbert suchte Graf Falkenfels um Rat auf. Er war völlig aufgelöst. »Das kann die Grafschaft vernichten! Wenn wir das Gold nicht mehr zurückbekommen, war es das!«

»Beruhigt Euch. Wir werden das Mysterium schon lösen!«, versprach der Graf.

»Werden wir das?«, sagte der Richter, und tupfte sich die schweißnasse Stirn ab. »Wir sollten das Angebot von Silberstern annehmen. Wie Ihr wisst, schenkt er uns eine riesige Goldmenge. Das würde das Problem sofort beheben!«

Der Graf hielt schweigend inne. »War das Silbersterns Werk?«, dachte er. Ohne das Gold war die Grafschaft pleite. Eine Panik war unvermeidlich, wenn die Bürger die Wahrheit erfuhren. Er zögerte noch einen Moment und sagte dann entschlossen. »Nein. Wir werden das Angebot nicht annehmen! Es würde

mich nicht wundern, wenn Silberstern bei dieser Sache selbst seine Hände im Spiel hat. Wir haben einen Monat Zeit, das alles aufzuklären. So lange wird der Pass noch mindestens zugeschneit sein. Eine Flucht ist nicht möglich. Das wird ausreichen, um das Gold wieder aufzutreiben.« Der Graf sinnierte weiter.»Erst der Eindringling im Kloster, dann der Mord, dann der Bankraub. Und das alles passiert unmittelbar nach der Ankunft Silbersterns. Ein Zufall?«

»Warum nicht? So etwas kann passieren«, erwiderte der Richter.

»Und das Erdbeben?«, warf der Graf fragend ein.

Der alte Mann runzelte die Stirn. »In der Tat passiert schon etwas viel auf einmal seit der Ankunft des Grafen. Es wäre gut, wenn wir jemanden hätten, der sich mit solchen Dingen auskennt.«

Der Graf nickte. »Ich werde nach einem Freund rufen, der sich mit Übersinnlichem auskennt. Er kann uns helfen.«

Kapitel 7: Die Omen häufen sich

Am Morgentisch versammelten sich alle Mönche zum gemeinsamen Frühstück. Das war stets ein einfaches Mahl. Brot und Wasser, dazu etwas Wurst und Käse, Eier und Salat. Die Aufregung hatte sich unterdessen weitgehend gelegt. Die Reparaturarbeiten an den vom Erdbeben beschädigten Gebäuden waren schon im vollen Gange.

»Erneut möchten wir darauf hinweisen, dass Graf Silberstern hier bei uns zu Gast ist. Er wird bis Frühlingsanfang bei uns verkehren. Er ist hier, um Falkenfels mit Spenden und Hilfsgütern voranzubringen. Erweist ihm die Würde und den Respekt, die einem Heiligen zustehen«, predigte der Oberaufseher am Morgentisch.

Romeo und Samantha saßen relativ weit vorne, wie zuvor in der Kirche. Dies war nun eines der Privilegien, die Romeo als Silbersterns Sohn genießen durfte. Der Platz seines Vaters war leer, was ihn traurig stimmte. Carbonius saß neben Samantha, und lauschte den Worten des Aufsehers. Carbonius war Silberstern nicht geheuer. »Der Mann ist mir unheimlich. Er hat etwas an sich. Ich kann es nicht deuten! Wenn er schon so alt ist, warum sieht er dann so jung aus?«, fragte er Samantha, die Augen immer noch auf den Oberaufseher gerichtet.

Samantha kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Das ist eine echt gute Frage«, äußerte sie misstrauisch.

»Findest du? Mich interessiert viel mehr, ob ich auch das Glück

haben werde, später einmal so jung auszusehen«, bemerkte Romeo optimistisch.

Der Abt, der sich in der Nähe der Freunde am selben Tisch aufhielt, lauschte den kritischen Stimmen.

»Graf Silberstern war stets ein tatkräftiger Freund von Falkenfels. Und die Familie Silberstern hatte stets das Glück, auch im Alter sehr jung auszusehen. Das ist weder ein Fluch, noch irgendwelche teuflische Magie. Es ist ein Geschenk der Götter. Und das ist ein gerechtes und angemessenes Geschenk für solch edle Menschen«, gab der Abt freundlich zu bedenken.

»Ich gebe Bruder Carbonius recht. Egal, wie viel er getrunken hat, auf sein Gespür ist eigentlich immer Verlass«, sagte Samantha trotzig, was wiederum Romeo gegen den Strich ging. »Musst du immer hinter allem eine Verschwörung sehen?«, fragte er und verdrehte dabei genervt seine Augen.

»Lasst uns nicht streiten, sondern ein gemütliches Mahl zu uns nehmen! Auf dass uns Graf Silberstern erneut Gutes bringt. Graf Falkenfels diniert übrigens gerade mit ihm im Ostflügel. Er lässt sich entschuldigen, Romeo, sei nicht traurig, dass er nicht hier ist«, sagte der Abt fürsorglich. »Faltet nun eure Hände zum Gebet. Romeo und Samantha, kommt an meine Seite. Ihr werdet mit mir das Morgengebet halten«

»Mist. Was haben wir jetzt schon wieder ausgefressen«, bekundete Romeo.

»Einfach immer unschuldig lächeln«, riet Samantha daraufhin.

Der Abt trat vor die Menge, rechts und links von ihm standen die beiden Freunde. Das Kirchenoberhaupt erhob die Stimme: »Faltet eure Hände. Bedanken wir uns bei den Göttern für ihre Gaben. Und mögen die Götter ein Auge auf das Wohlergehen von Graf Silberstern haben!«

Ein gewaltiger Donnerschlag ertönte von draußen her. Alle Anwesenden zuckten zusammen, und verharrten in einer ängstlichen Haltung. Absolute Stille erfasste den Raum, man wartete angespannt auf ein Nachbeben. Aber es blieb aus. Dafür grollte der Donner immer häufiger und immer lauter. Einige der Mönche schauten neugierig aus dem Fenster.

»Was war das?«, fragte Samantha ängstlich.

Der Abt blickte sie väterlich an. »Nur ein Gewitter«, versuchte er das Mädchen zu beruhigen.

Aber hier fehlte ein wesentliches Element. »Bei einem solchen Donnerschlag gibt es aber für gewöhnlich einen Blitz«, gab Samantha zu bedenken. Sie war nicht überzeugt.

»Schau dir den Himmel an! Tiefschwarz und dunkel. Allein der Anblick macht ja schon depressiv. Das gab es noch nie«, erwähnte Romeo.

Mehrere Raben landeten vor den Fenstern. Ihr lautes Krächzen drang bis in den Raum. Sie pickten an die Scheiben. Immer mehr Vögel versammelten sich um die Fenster. Samantha hatte ein sehr ungutes Gefühl.

Der Abt sprach beruhigende Worte zu den beiden. »Keine Bange. Wir werden gleich sehen, dass es vermutlich nichts Besonderes war. Und jetzt wird es Zeit, dass ihr mir folgt.«

»Was haben wir denn jetzt angestellt?«, fragte Romeo. Wollte man ihn jetzt auch noch für das unheimliche Wetter verantwortlich machen?

»Ich weiß nichts davon, dass ihr etwas angestellt hättet. Zu eurem Glück«, sagte der Abt, und blickte dann Romeo direkt ins Gesicht.. »Es ist vielmehr so, dass dein Vater dich erwartet. Und auch deine Freundin.«

Samantha reagierte bestürzt. »MICH? Warum mich?«, fragte sie. Ihr Magen zog sich zusammen.

»Das wirst du noch früh genug erfahren. Begebt euch jetzt in den Ostflügel, wo Graf Silberstern euch erwartet. Ich habe mich um andere Sachen zu kümmern«, informierte der Abt und musterte dann den jungen Mann ganz genau. »Und du, Romeo, zeig dich von deiner besten Seite. Auch wenn er dein Vater ist, erweise ihm die Höflichkeit, die ihm als Grafen und heiligem Mann gebührt. Wahre am Anfang Distanz.«

Romeo nickte versichernd. »Verschwindet«, sagte der Abt väterlich. Anschließend kehrte das Kirchenoberhaupt ihnen den Rücken, und

die beiden Lehrlinge liefen zum Ostflügel.

»Ist dir das aufgefallen?«, begann Samantha erwartungsvoll ein Gespräch.

»Dass ich meinen Vater nicht herzlich drücken darf, obwohl ich vor Freude platzen könnte?«

Samantha schüttelte den Kopf. »Nein. Nicht das! Etwas anderes...«, erwiderte sie geheimnisvoll.

»Warte noch, bis wir außer Hörweite des Abtes sind«, flüsterte Romeo. Er dachte, Samantha wolle jetzt über das nächtliche Abenteuer sprechen. Und irgendwie wusste er auch nicht, was sie meinte. »Was soll mir aufgefallen sein?«, fragte Romeo unwissend.

Da schoss es regelrecht aus Samantha heraus. »Das ist nicht dein Ernst?! Sonst bemerkst du doch so etwas auch sehr schnell!«

»Von was redest du?«, gab er achselzuckend zurück.

»Erst zerbersten die Scheiben bei der Heiligsprechung. Die Statuen in der Kirche weinen Blut. Und dann betet der Abt beim Frühstück für Silbersterns Wohlergehen. Und was passiert? Ein höllisches Unwetter bricht aus! In meinem Traum hat sich der Himmel auch so düster und pechschwarz gefärbt, als dein Vater diese mysteriöse Frau bezwungen hat!« Samantha sprach sehr eindringlich, beinahe flehend.

Schon wieder dieses Thema. Romeo war gleich eine Spur gereizter. »Dein Aberglaube in allen Ehren. Aber die Statuen haben kein Blut geweint. Und wenn - er ist kein Teufel. Er ist mein Vater!« Damit war das Thema für Romeo endgültig abgeschlossen.

Samantha sah, wie gereizt er reagierte und war klug genug, die Sache vorerst ruhen zu lassen. »Dass er dein Vater ist, ist auch der einzige Grund, warum ich noch nicht schreiend weggerannt bin«, erwiderte sie resigniert.

Romeo war daraufhin wie ausgewechselt. Er wusste es zu schätzen, dass Samantha klein beigab. Das machte sie sonst nie. »Wir werden ja gleich sehen, was passiert. Dort vorne ist auch schon die Tür zum Speisesaal«, sagte er aufgeregt, und auch ein bisschen nervös. »Dort wartet mein Vater auf uns.«

Die Tür öffnete sich, und für Romeo war es, als würde er eine neue Welt betreten. »Das ist unglaublich«, sagte er erstaunt.

Samantha folgte ihm vorsichtig. »Der Saal ist größer als der

eigentliche Speisesaal. Vor allem voller Prunk. Das ist man von den Mönchen gar nicht gewöhnt.«

Am Kopfende eines riesigen Tisches, auf dem Dutzende von Speisen standen, saß ein weißhaariger Mann, der, von einigen kleinen Details abgesehen, eine unfassbare Ähnlichkeit mit Romeo hatte: Silberstern.

»Kommt herein. Ich habe bereits alle Diener auf ihre Zimmer geschickt«, begrüßte sie der Mann höflich. »Zuerst zu Euch, meine junge Dame.« Silberstern verbeugte sich galant und wollte Samanthas Hand küssen. Diese zog die Hand aber ruckartig weg. Der Graf reagierte sofort darauf. Wenn er ob dieser groben Unhöflichkeit irritiert war, so ließ er es sich nicht im Geringsten anmerken. »Wie zuvorkommend von Euch! Ihr müsst Euch nicht grämen, ich hätte Euch gerne die Hand geküsst, selbst wenn Ihr sie nach dem Essen nicht gewaschen habt.«

Romeo verbeugte sich. »Es ist mir eine Ehre, Euch kennenlernen zu dürfen, Graf Silberstern.«

Der Graf lachte. »Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Nicht zuletzt bist du mein eigen Fleisch und Blut! Ich vermute, man hat dir eingebläut, dich anständig zu verhalten.«

Romeo nickte betreten. Silberstern ging auf ihn zu und nahm seinen Sohn beherzt in die Arme. »Lass dich umarmen, und spar dir die Förmlichkeit! Ich habe schon viel von deinen Taten gehört, Romeo. Die Mönche hatten vermutlich Angst, dass du mir den Geldbeutel klaust.«

Romeo umfasste seinen Vater mit aller Kraft. Sein Aussehen, sein Auftreten, alles war besser, als es sich Romeo in seinen kühnsten Träumen jemals ausgemalt hatte. Das Leben als Waise war nicht immer leicht gewesen. Immerzu hatten ihn die Fragen nach seiner Herkunft gequält, er wollte immer schon erfahren, aus welchen Gründen seine Eltern ihn aufgegeben hatten. Selbst die eigentlich harmlosen Beschimpfungen der Mönche kratzen gelegentlich an seinem Selbstbewusstsein. Taugenichts. Faulenzer. Tagedieb. Aber jetzt wusste er: er war der Sohn des reichsten und erfolgreichsten Mannes auf diesem Kontinent. Er war Romeo Silberstern. Nachfahre einer großen Dynastie, Inhaber ganzer Geldinstitute. Romeo war emotional überwältigt. Die Augen wurden feucht.

In diesem Moment schob Silberstern seinen Sohn von sich. »Ich bin sicher, du hast viele Fragen. Warum habe ich dich als Kind weg gegeben? Wer ist deine Mutter? Aber ich bitte dich, damit noch zu warten. Ich werde dir beizeiten alles erzählen.«

Der Graf sah Romeos rote Augen, und verhielt sich wie ein perfekter Gentleman. »Ich sehe, die Stoffe meiner Kleidung reizen deine Augen. Das tut mir leid«, sagte Silberstern, und überspielte mit diesen Worten Romeos feuchte Augenpartie.

»Setzt euch beide«, forderte der Graf die jungen Leute auf. Dann deutete er auf einen Mann, der die ganze Zeit über stumm und unauffällig im Hintergrund geblieben war. Silberstern sprach: »Das ist mein langjähriger Diener. Im Moment ist er jedoch etwas schweigsam.«

Romeo stellte sich dem Diener sofort vor. »Angenehm, Eure Bekanntschaft zu machen«, und reichte ihm mit diesen Worten die Hand. Als der Diener den Händedruck annahm, durchlief Romeo ein kalter Schauer. »Verdammt, der Kerl hat echt kalte Hände«, dachte er sich, und wandte sich Samantha zu. Diese

hatte ihre Augen starr auf den Diener fixiert und gab keinen Laut von sich.

Samantha erstarrte wie eine Salzsäule, als sie die Hand des Dieners berührte. Es war der Mann aus ihrem Traum! Der tote Mann! Derjenige, den Silberstern ermordet hatte!

Sie fokussierte ihn. Und dann geschah das Unglaubliche. Sie hatte das Gefühl, zu schweben. Sie war nicht mehr mit Romeo und seinem Vater in dem Zimmer, sondern an einem anderen Ort. Einem dunklen Raum, in dem ein zylinderförmiger Behälter stand. Dieser war von oben bis unten mit einer grünen Flüssigkeit gefüllt. Darin schwebte schwerelos eine unbekleidete Frau. Seltsamerweise schien sie nicht zu ersticken. Samantha hörte die Frau sprechen, obwohl sie die Lippen nicht bewegte. Man konnte deutlich erkennen, dass es der ausgemergelten Gestalt, die da in diesem Tank schwebte, nicht gut ging. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit nun auf einen Mann, der vor dem Behälter stand.

»Was will der Teufel in Menschengestalt? Lass mich aus dieser Kammer...«, forderte die Schwebende schwach.

»Meine Dame..., meine liebe Satina, wie könnt Ihr nur so etwas sagen. Sie soll Euch heilen! Ihr seid verwirrt. Die Kammer hilft Euch... bestimmt fühlt ihr Euch deshalb so schwach...«, gab der Unbekannte zur Antwort. Samanthas Blickwinkel änderte sich langsam. Ihre Wahrnehmung der ganzen seltsamen Szenerie rückte nun näher an den Mann heran, der vor dem Tank stand. Ihr kam die Gestalt bekannt vor. Plötzlich erkannte sie ihn. Es war Romeo. Nein, Silberstern, Sie ähnelten sich so verblüffend.

Der einzige Unterschied war das weiße Haar. Die Gestalt in dem Behälter stöhnte auf. »Du saugst mir das Leben aus«, keuchte sie.

»Meine Dame... wie könnt Ihr nur?«, erwiderte der Mann in seltsam beschwichtigendem Ton.

»Ich weiß, wer du bist, Abraham«, krächzte sie.

Samantha war verwirrt. Warum nannte sie ihn Abraham? Es war doch eindeutig Graf Silberstern, der da stand.

Die Gestalt wirkte enttäuscht. »Abraham? Ihr seid verwirrt. In letzter Zeit stimmt irgendetwas nicht mit Euch... ihr wart sonst weitaus kräftiger...«, säuselte er ungehalten.

»Höre meine Prophezeiung. Mein Fleisch und Blut wird dich zur Strecke bringen. Und es wird deine eigene Saat sein, die es tun wird…«, drohte ihm Satina. Sie klang ernst.

Überheblich antwortete der Bedrohte darauf: »Bedauerlich. Ihr habt keine eigenen Kinder...«

Die Frau im Behälter lachte lauthals auf. »Hahahah... Bist du dir sicher? Was denkst du, wächst in mir heran?«

Das Lachen des Mannes erstarb.

Von einem auf den anderen Augenblick war der unheimliche Raum mit dem Zylinder verschwunden, und vor Samanthas Augen spielte sich eine andere Szene ab. Sie sah Silberstern und seinen ihr bekannten Untergebenen. Jenen, den Silberstern ermordet hatte. Aber er wirkte viel jünger. Ein Mann in seinen besten Jahren. Er kniete in demütiger Haltung auf dem Boden. »Diener! Was hast du getan?«, schrie Silberstern. Unterwürfig und voller Furcht schaute der Mann zu seinem Herren auf. »Was

meint Ihr, Herr?«

Verächtlich schnaubend lief der Graf um die wimmernde Gestalt herum. »Du hast dich um sie gekümmert...«

Der Diener kauerte immer tiefer. Er wusste, dass er seinen Herren enttäuscht hatte. »Herr, ich verstehe Euren Ärger... aber... ich habe mich um die Kranken gekümmert... und dort habe ich mich in sie verliebt...«, gestand der Mann.

Der Zorn des Meisters steigerte sich daraufhin nur noch mehr. »Sie hat nicht mehr die Kraft, die ich brauche…!«

»Es geht ihr aber immer besser...«, verteidigte sich der Diener wimmernd.

Abraham, wie der Mann von der Gefangenen im Zylinder genannt worden war, geriet jetzt vollends in Rage. »Das hättest du nicht tun sollen... Sie ist schwanger«, entfuhr es ihm. Seine Worte klangen bedrohlich.

Von dieser Nachricht völlig überrumpelt, stammelte der Untergebene heraus: »Ich... ich ... werde Vater! Ich werde Vater!«

Die Freude über die frohe Botschaft ließ ihn den Zorn seines Herrn kurz vergessen. Dann aber gewann die Angst wieder die Oberhand über ihn, und er fragte ängstlich: »Was werdet Ihr jetzt tun, Meister?«

Die angesprochene Gestalt dachte nach. »Keine Sorge. Ich werde mich natürlich um das Kind kümmern«, offenbarte er. Ein hämischer Gedanke hatte sich des Mannes bemächtigt, und ein hinterlistiger Zug schlich sich auf sein Antlitz, der sich zuerst zu einem diabolischen Grinsen und schließlich zu einem bösartigen Lachen ausweitete.

Romeo schüttelte Samantha wie wild. Sie wirkte wie erstarrt, zeigte keine Reaktion mehr. »Sam... was ist los mit dir? Sam... Sam... hey!«, schrie er voller Sorge.

Plötzlich kam sie wieder zu sich. »Es tut mir leid. Ich muss auf mein Zimmer. Mir geht es nicht gut«, erwiderte sie mit einem angsterfüllten und panischen Gesichtsausdruck. Ihr Gesicht war völlig bleich.

»Kein Problem. Mein Diener wird Euch begleiten«, bot Graf Silberstern zuvorkommend an.

»Nein. Danke. Ich muss... ich kann... «, stammelte sie und rannte hurtig aus dem Zimmer. Sie knallte die Tür hinter sich zu.

Sakram versuchte, das Ganze witzig zu kommentieren. »Also, rennen kann deine Freundin«, erwähnte er erheitert.

»Da fällt einem erst auf, was für ein süßen Hintern sie hat«, ergänzte Romeo bewundernd.

Silberstern seufzte. »Wie bitte? An deiner Ausdrucksweise müssen wir wohl noch etwas arbeiten. Aber zugegeben: ich kann den Gedanken schon nachvollziehen«, gab er mit einem väterlichen Grinsen zurück.

Romeo hatte immer noch die flüchtende Samantha im Kopf. »Manchmal ist sie wie ein Karnickel, das in seinem Bau Schutz suchen muss.«

Silberstern wurde ernst. »Es dauert nicht mehr lange, bis deine Ausbildung hier abgeschlossen ist. Wir sollten über die Zeit danach reden.«

Romeo nickte, hatte aber noch eine Vielzahl an Fragen. »Du



bist wirklich mein Vater? Du siehst genau aus wie ich. Und so jung!«

»Deine Aussage schmeichelt einem alten Mann wie mir. Sicher hast du einige Fragen. Ich bin gerne bereit, dir diese zu beantworten«, antwortete der Graf.

Es sprudelte förmlich aus Romeo heraus. »Warum wurde ich in dieses Kloster gesteckt? Wer ist meine Mutter? Warum durfte ich nicht wissen, dass ich ein Silberstern bin?«

»Ich möchte erst später über deine Mutter und meine Motive für die Verschleierung deiner Herkunft sprechen. Zu deiner anderen Frage: Falkenfels ist ein Zentrum des Wissens und der Forschung. Hier werden Geist und Körper nach alter Tradition geschult. Außerdem bist du hier in Sicherheit. Auch, wenn meine Taten für viele Menschen förderlich sind, so sind andere nicht besonders begeistert von meinem Handeln. Falkenfels schien mir der beste Ort für dich, bis du zu einem Mann herangereift warst. Das Geheimnis, dass du mein Sohn bist, musste bewahrt werden, um dich zu schützen!«

»Warum? Du gibst den Menschen Geld, so dass sie handeln können! Selbst der ärmste Schlucker bekommt von der Silbersternbank Geld, um sich eine Existenz aufzubauen. Einen Großteil deines Reichtums verteilst du an die Armen. Warum sollten sie dir nach dem Leben trachten?«, fragte Romeo verständnislos. Wie konnte man einen Mann wie seinen Vater bedrohen?

»Es wird Zeit für dich, zu verstehen, dass das pure Verschenken oder Verleihen von Geld allein das Problem nicht behebt. Die Silbersternbank leiht nicht jedem. Es ist wahr, dass wir den Ärmsten geben. Aber nur jenen, die Verstand, Willen und Arbeitskraft für sich gepachtet haben, solchen, die über die Fähigkeiten verfügen, mit dem Geld etwas zu erreichen. Und: vor allem müssen sie in der Lage sein, das Geld zurückzuzahlen«, erwiderte der Graf mit einem abwägenden Blick auf seinen Sohn. Er hatte viel Gutes getan. Aber er war kein Heiliger. Das Geschäft war immer ein fester Bestandteil seines Handelns.

»Ich verstehe. Das heißt, jene, die das Geld nicht bekommen, sind nicht besonders erfreut darüber«, erkannte Romeo sofort.

»Ja. Aber das macht nur einen Bruchteil meiner Feinde aus. Geld und Macht schaffen immer Neid. Und aus Neidern können Feinde werden. Und davon habe ich wirklich mehr als genug!«, erklärte er und lachte auf.

Romeo verstand die Situation jetzt besser. »Man sagt, du, Vater, bist auch jenseits dieser Länder der reichste Mann, den man kennt.«

»Bin ich das?«, entschlüpfte es Silberstern. Er blickte wissend. »So sagt man«, eröffnete Romeo.

Silberstern schien uninteressiert. »Dieser ganze Reichtum ist nicht von Belang. Es gibt im Übrigen noch einen ganz besonderen Grund, warum ich dich jetzt hier aufsuche, mein Sohn.«

Romeo war sofort neugierig. »Es wird Zeit, dass du dein Erbe kennen lernst«, erklärte der Graf.

»Mein Erbe?«, stieß Romeo aus. Das war das Letzte, was ihn in diesem Moment interessierte. Er wollte viel lieber einfach Zeit mit seinem Vater verbringen.

Der Graf wurde ernst. »Auch, wenn mein Gesicht und Körper denen eines jungen Mannes entsprechen, neigt sich meine Zeit auf dieser Welt dem Ende zu.

»Was heißt das?«, fragte Romeo bekümmert.

»Ich weile schon viel zu lange hier. Sakram Silberstern wird bald das Angesicht dieser Welt verlassen. Ich werde sterben, Sohn«, stellte der Graf emotionslos klar.

Romeo war aufgebracht. »Warum? Wie kommst du zu diesem Schluss, Vater?«

»Das ist nicht wichtig. Ich möchte, dass du mich von nun an begleitest. Du wirst von mir lernen, unser Geschäft und unsere Aufgabe zu verstehen. Und hoffentlich wirst du das Werk der Silbersterns würdig verrichten.«

Der Graf schaute liebevoll zu seinem Sohn. Romeo schluckte. Er konnte diese Nachricht nicht fassen. Er war wie betäubt. »Ich habe deine hübsche Freundin hierher eingeladen, damit sie dich begleitet. Sie kann dir behilflich sein. Es ist stets von Vorteil, einen treuen Begleiter bei sich zu haben«, sagte der Graf und wandte sich dabei seinem Diener zu. »Nicht wahr?«

Der alte Mann verbeugte sich. »Ja. Meister.«

Romeo dachte nach. »Ich denke nicht, dass Samantha mir dienen würde. Sie wird hier eine gut bezahlte Lehrstelle annehmen. Oder besser gesagt, ich möchte das nicht. Sie ist für mich viel mehr als eine Freundin.«

Der Graf lächelte verständnisvoll. »Hegst du Gefühle für Sie? Spürst du in deinem Herzen das gewisse Etwas?«, erkundigte er sich, und betrachte Romeo genau. Dieser reagierte mit einer Mischung aus Irritation und Sarkasmus.

»Gefühle? Für Samantha? Das Einzige, was ich spüren durfte, sind ihre Ohrfeigen, immer wenn ich versucht habe, sie zu küssen!«, gab er lachend von sich. Sakram konnte es sich nicht verkneifen, in das Lachen mit einzufallen. »Gegen Mittag fangen die Gespräche und Termine an. Es gibt einiges zu tun, mein Sohn«.

» Was planst du in Falkenfels? «, fragte Romeo neugierig.

»Nichts anderes als eine Revolution. Eine Revolution, die das Angesicht dieser Welt verändern wird«, verkündete er geheimnisvoll. »In der Zwischenzeit kannst du deine hübsche Freundin fragen, ob sie dich nicht vielleicht doch begleiten will«, erinnerte er. »Und. Sohn. Vergiss eines bitte nicht«, setzte er an und schaute Romeo tief in die Augen.

»Was, Vater?«, fragte Romeo.

»Sollte Samantha Geldforderungen haben, wenn du sie als Mitarbeiterin gewinnen möchtest...« Silberstern pausierte kurz. »Egal in welcher Höhe.«

»Ja?«, warf Romeo ein. Der Graf lächelte. »Du hast stets mehr zur Verfügung, als sie jemals verlangen kann.«





























ILLUSTRATIONEN KAPITEL 1 - 20





DE LETZENHELDEN

SILBERSTERNS MEISTERPLAN

R omeo, ein junger Mönch und Waise hat nur Flausen, Schabernack und Frauen im Kopf. Eines Tages wird er wieder in Erwartung das eine seiner Schandtaten an das Licht gekommen ist zum Oberhaupt des Ordens gerufen. Seine dunklen Vorahnungen bestätigen sich nicht und so erfahren er und seine Freundin Samantha, dass sein Vater lebt, und nicht nur das: Es ist Graf Silberstern. Der reichste und mächtigste Mann des Kontinents. Für Romeo zeichnet sich eine glänzende Zukunft ab. Doch direkt vor der Ankunft des Grafen beginnen seltsame Dinge in Falkenfels zu geschehen. Und als er der Graf erst in Falkenfels ist, fast bei einem Mordanschlag ums Leben gekommen überschlagen sich die Dinge.

DIE LETZTEN HELDEN ist eine Fantasy Reihe rund um verschiedenste Charaktere, verwoben in einer groß angelegten Storyline. Themen wie Freundschaft und persönliche Schicksale spielen dabei stets eine tragende Rolle. Die spannenden und actionreichen Werke siedeln sich neben Fantasy in den Genres Krimi, Drama, Horror, Mystery und Humor an und sind für jung und alt geeignet.

DIE LETZTEN HELDEN ist ursprünglich eine der aufwändigsten vertonten Hörspielserien unserer Zeit und wurde von der Presse mit zahlreichen positiven Kritiken überhäuft.



Dieses Buch enthält über 22 farbige Illustrationen der Charaktere und der Welt. Das Hörbuch dazu erhalten sie kostenlos über einen beigelegten Download Gutschein.



ISBN-10: 3941899740

ISBN-13: 978-3-9418-9974-2